

HEINRICH BOSSE

Lenz in Weimar

Am 1. April 1776 traf Jacob Lenz in Weimar ein und stieg im Gasthof »Erbprinz« ab, wo sein Logis – mit »Einfuern« 8 Groschen täglich – von Herzog Carl August bezahlt wurde.¹ Am 1. Dezember 1776 musste er Weimar verlassen, nachdem er des Landes verwiesen worden war; der Ausweisungsbefehl ist nicht mehr aufzufinden. Das Schreckbild, das er bei seiner Ankunft abwehren wollte, war wirklich geworden:

Placet.

Ein Kranich lahm, zugleich Poet
Auf einem Bein Erlaubniß fleht
Sein Häuptlein dem der Witz geronnen
An Eurer Durchlaucht aufzusonnen.
Es kommen doch von Erd und Meer
Itzt überall Zugvögel her
Auch woll' er keiner Seele schaden
Und bäte sich nur aus zu Gnaden
Ihn nicht in das Geschütz zu laden.

Lenz.²

- ¹ Das Faksimile der Rechnung bis 8. Mai 1776 in: »Ich aber werde dunkel sein«. Ein Buch zur Ausstellung Jakob Michael Reinhold Lenz, hrsg. von Ulrich Kaufmann, Wolfgang Albrecht, Helmut Stadeler, Jena 1996, S. XXII. Die ausführlichste Darstellung mit vielen Einzelheiten findet sich bei Sigrid Damm, Vögel, die verkünden Land. Das Leben des Jakob Michael Reinhold Lenz, Berlin und Weimar 1985, S. 183–264. Eine knappe chronologische Übersicht zu den Daten seines Weimarer Aufenthalts gibt Ulrich Kaufmann in Zusammenarbeit mit Kai Agthe, Lenz in Weimar. Jakob Michael Reinhold Lenz 1776 am Hof in Weimar. Zeugnisse – Beiträge – Chronik, München 1999, S. 131–140.
- ² Kaufmann, Lenz in Weimar, a.a.O., S. 27f.; mit Abweichungen ebenfalls in: Jakob Michael Reinhold Lenz, Werke und Briefe in drei Bänden, hrsg. von Sigrid Damm, Leipzig 1987 (zitiert als *WuB*), Bd. 3, S. 187. Siehe auch Lenz' Gedicht »An die Sonne« (1775), in: Kaufmann, a.a.O., S. 53.

Lenz stellt sich als einer jener unbehausten junger Männer vor, die wie Goethe (seit November 1775) oder die Grafen Stolberg (Dezember 1775) als Gäste am herzoglichen Hof lebten, dazu als ein pflegebedürftiger und gutartiger Dichter, der sich am Herzog – was für ein Verb! – »aufsonnen« möchte. Aber das Vorhaben erwies sich als haltlos, nicht zuletzt deshalb, weil der sonnenhungrige Autor seine eigene Düsternis mitbrachte. Schon zwei Wochen nach seiner Ankunft berichtet Lenz Lavater stolz vom Strudel des Hoflebens, das ihn verschlinge, und bekennt zugleich, im Herzen werde er derselbe bleiben: »Goethe ist wirklich Mignon hier und ich ganz glücklich und ganz unglücklich.«³ In den Beziehungen zu Wieland und Goethe wie in seinem Schreiben selbst schlägt diese Doppelung von Glück und Unglück durch – bis zum Abschluss.

I.

»Wieland der einzige unter allen Menschen, den ich vorsätzlich und öffentlich beleidigt habe«, so äußert sich Lenz selbst rückblickend.⁴ Er hatte die überwiegend einseitige Fehde mit seinem »Neuen Menoza« (Ostern 1774) begonnen, indem er sich über aufgeklärte Weltverbesserung in Wielands »Goldnem Spiegel« lustig machte. Auch dass er Goethes »Götter, Helden und Wieland« in Kehl drucken ließ (1774), hatte den

3 An Johann Caspar Lavater, 14. April 1776; WuB 3, S. 427 (Wortlaut korrigiert nach Jens Hausteins Revision; ders., Jakob Michael Reinhold Lenz als Briefschreiber, in: »Unaufhörlich Lenz gelesen ...«. Studien zu Leben und Werk von J.M.R. Lenz, hrsg. von Inge Stephan und Hans-Gerd Winter, Stuttgart und Weimar 1994, S. 337–352, hier: S. 338). So auch im Brief an Friedrich Leopold Graf Stolberg vom 10. Juni 1776: »Uebrigens würde ich hier vollkommen glücklich seyn, wenn es nicht Looß der Menschheit wäre, daß höchstes Licht mit den stärksten Schatten vermählt seyn muß.« Jörg-Ulrich Fechner, Ein wiedergefundener Brief von Lenz aus Weimar 1776 an Friedrich Leopold Graf Stolberg, in: Jakob Michael Reinhold Lenz. Vom Sturm und Drang zur Moderne, hrsg. von Andreas Meier, Heidelberg 2001 (= Beihefte zum Euphorion 41), S. 23–36, hier: S. 33.

4 In jenen Entwürfen, in denen er sein Verhältnis zu Wieland nach der Weimarer »Amnestie« neu zu bestimmen sucht (ungenau als Brief an Friedrich Leopold Stolberg bezeichnet); WuB 3, S. 437. Um das Verhältnis zwischen Lenz und Wieland genauer nachzuzeichnen, müssten die Materialien überprüft werden, die Richard Daunicht überreichlich zusammengestellt hat; vgl. Richard Daunicht, J.M.R. Lenz und Wieland, Diss. Berlin 1941, Dresden 1942.

Zweck, Wieland herabzusetzen, und nicht etwa, wie Goethe nachträglich meinte, Goethe zu schaden.⁵ Im Januar 1775 veröffentlichte Wieland im ›Teutschen Merkur‹ seinen polternden Verriss von Lenz' ›Anmerkungen übers Theater‹; seitdem wurde Lenz im ›Merkur‹ nicht mehr rezensiert.⁶ Gleichwohl hatten Lenz' Angriffe weniger persönliche Gründe, als vielmehr ideologische: sie gewannen eine spezifische Schärfe in dem Maß, wie ihm die Beziehung von Sexualität und Moral zum Thema wurde. Da für Lenz Liebe und voreheliche Enthaltsamkeit das Fundament jeder moralischen und kulturellen Entwicklung darstellen, konnten Wielands galante Erzählungen in Vers und Prosa auf ihn als direkte Negation seines wichtigsten Anliegens wirken. Umgekehrt musste Wieland die verschärfte Minnekonzeption von Lenz als Schwärmerei erscheinen.⁷ Unter den direkten Angriffen ließ Lenz eine ›Éloge de feu Monsieur **nd‹ (Hanau 1775) drucken, in der ein Naturbursche den Dichter, nachdem er dreifach parodiert wurde, totschießt, ferner ›Menalk und Mopsus‹ (Frankfurt und Leipzig 1775), worin ein Maler und ein Dichter sich streiten, wie am besten Geilheit zu erregen sei.

Nun war Wieland nicht nur ein erotischer, sondern ein angesehener Autor, nicht zuletzt durch seine bahnbrechende Shakespeare-Übersetzung, und zugleich eine neue publizistische Großmacht mit seinem »National-Journal«, dem 1773 begründeten ›Teutschen Merkur‹.⁸ Genau dessen Feld, die nationale Öffentlichkeit statt der akademisch defi-

5 Dichtung und Wahrheit III 15; Johann Wolfgang Goethe, Sämtliche Werke, Briefe, Tagebücher und Gespräche. Frankfurter Ausgabe (zitiert als FA), Abt. I, Bd. 14, hrsg. von Klaus-Detlef Müller, Frankfurt am Main 1986, S. 707.

6 Reinhard Ohm, »Unsere jungen Dichter«. Wielands literaturästhetische Publizistik im ›Teutschen Merkur‹ zur Zeit des Sturm und Drang und der Frühklassik (1773–1789), Trier 2001 (= Schriftenreihe Literaturwissenschaft 52), S. 113–127. Die ›Lustspiele nach dem Plautus‹, ›Der Hofmeister‹, ›Der neue Menoza‹ waren jedoch, wenn auch mit Vorbehalt, rezensiert worden. In seiner ›Verteidigung des Herrn W. gegen die Wolken‹ (1776) gibt Lenz zu, dass ihm der Verriss wehgetan hat; WuB 2, S. 729.

7 Vgl. Bengt-Algot Sørensen, »Schwärmerei« im Leben und Werk von Lenz, in: Jakob Michael Reinhold Lenz. Studien zum Gesamtwerk, hrsg. von David Hill, Opladen 1994, S. 47–54.

8 Hans-Peter Nowitzki, Der »menschenfreundliche Cosmopolit« und sein »National-Journal«. Wielands ›Merkur‹-Konzeption, in: ›Der Teutsche Merkur‹ – die erste deutsche Kulturzeitschrift? hrsg. von Andrea Heinz, Heidelberg 2003 (= Ereignis Weimar-Jena 2), S. 68–107.

nierten *res publica literaria*, suchte sich Lenz als Kampfplatz, um Wieland zu besiegen, und verfasste im Herbst 1775 eine Satire unter dem Titel ›Die Wolken‹, »die unserer ganzen Literatur wohl einen andern Schwung geben möchte«.⁹ Lavater und Schlosser, seine – und Goethes – Freunde, rieten entschieden von dem Druck ab. Goethe seinerseits hatte erstmals um die Jahreswende 1774/75 zu Wieland Kontakt gesucht, nachdem er mit den Prinzen von Weimar in Frankfurt und Mainz näher bekannt geworden war, und ließ ihm durch Karl Ludwig von Knebel den Anfang der ersten ›Faust‹-Szene zukommen.¹⁰ Angesprochen auf sein »Schand und Frevel Stück« gegen Wielands ›Alceste‹,¹¹ berief sich Goethe, wie er später berichtet, nicht nur auf literarische Wertvorstellungen, sondern auf den Umgangsstil seines Frankfurter Freundeskreises und »auf die gewöhnliche Wut alles zu dramatisieren«:

Und so hatte ich meinen neuen Gönnern mit aller Naivetät diesen arglosen Ursprung des Stücks, so gut wie ich ihn selbst wußte, vor- erzählt und [...] auch die lustige und verwegene Art mitgeteilt, wie wir uns untereinander zu necken und zu verspotten pflegten. Hierauf sah ich die Gemüter völlig erheitert, und man bewunderte uns beinahe, daß wir eine so große Furcht hatten, es möge irgend Jemand auf seinen Lorbeern einschlafen. Man verglich eine solche Gesellschaft jenen *Flibustiers*, welche sich in jedem Augenblick der Ruhe zu verweichlichen fürchteten, weshalb der Anführer, wenn es keine Feinde

9 An Lavater, Straßburg, 3. September 1775; WuB 3, S. 334. Als Vorlage hatte Lenz die gleichnamige Komödie des Aristophanes gewählt. Vgl. hierzu Daunicht, J. M. R. Lenz und Wieland (Anm. 4), S. 56–71.

10 Dieser Brief Goethes an Wieland ist nicht erhalten, wohl aber ein Brief Knebels an Friedrich Hildebrand von Einsiedel, datiert Straßburg, den 11. Januar 1775, in dem er berichtet, er habe »den Anfang der ersten Scene aus Göthens Doctor Faust abgeschrieben, den sie [!] sogleich Wieland mittheilen müssen, und ihm dabey den besten Kuß von mir auf die Wange drücken«; Werner Deetjen, Zum ›Urfaust‹. Ein Brief Knebels an Friedrich Hildebrand v. Einsiedel, in: Jahrbuch der Goethegesellschaft 14 (1928), S. 80–81.

11 So Goethe selbst, wohl ironisch, an Johanna Fahlmer im März 1774; Der junge Goethe, neu bearb. Ausgabe in fünf Bänden von Hanna Fischer-Lamberg, Bd. 3, Berlin 1966, S. 473. Fischer-Lamberg betont in ihren Erläuterungen den Konflikt mit der väterlich-literarischen Autorität, ähnlich wie im zweiaktigen Prometheus-Drama, von dem Lenz ebenfalls die Abschrift besaß; ebd., S. 466 f.

und nichts zu rauben gab, unter den Gelagrtisch eine Pistole losschoß, damit es auch im Frieden nicht an Wunden und Schmerzen fehlen möge.¹²

Die freche Freibeuter-Übung brachte Goethe ein Jahr später mit nach Weimar, wo sie unter der Bezeichnung ›Matinées‹ eine Zeitlang weitergeführt und für Lenz zuletzt zum Stolperstein seiner »Eseley« werden sollte.

Anders als Goethe drängte es Lenz, öffentlich »mit gesamter Vaterlandsstimme« zu sprechen; sein Denkmal, stellte er sich vor, solle lauten: »Da liegt dessen Laune bei all seinem harten Schicksal die Riesen von dem Schauplatz lachte.«¹³ Zugleich aber befahlen ihn, als die ›Wolken‹ um die Jahreswende 1775/76 tatsächlich gedruckt wurden und zusehends Abschriften in Umlauf kamen, immer heftigere Skrupel, zumal ihm Goethe »ein Zettelgen« aus Weimar geschrieben hatte, er sei »sehr zufrieden mit Wielanden. Bindet mir auch ein, ich soll ihn ungeschoren lassen.«¹⁴ Das will Lenz nicht, da er eine Mission zu erfüllen hat, immerhin aber ergänzt er nun die grobe Sexualsatire um einen seltsamen Kompromiss, ›Verteidigung des Herrn W. gegen die Wolken von dem Verfasser der Wolken‹. Zunächst sollten beide Teile zusammen erscheinen, dann sollten die ›Wolken‹ ganz und gar vernichtet werden, so dass schließlich von dem großen Feldzug gegen Wieland viele Gerüchte und einer der sonderbarsten Texte der Goethezeit übrig blieben.¹⁵ Die ›Verteidigung‹ polemisiert ausführlich gegen zwei Missbräuche: einmal gegen einen literarischen Diktator, »der zugleich Kunstrichter, Dichter, Buchhändler und alles in allem sein will«,¹⁶ zum anderen gegen eine galante Philosophie, die zum sexuellen Genuss

12 Dichtung und Wahrheit III 15; FA I 14, S. 707.

13 An Herder, Dezember 1775; WuB 3, S. 359. – An Lavater, 3. September 1775; ebd., S. 334.

14 An Lavater, Januar 1776; ebd., S. 369

15 Eine Erörterung unter dem Aspekt des ›literarischen Feldes‹ (Bourdieu) bietet Heribert Tommek, J.M.R. Lenz. Sozioanalyse einer literarischen Laufbahn, Heidelberg 2003, S. 185–211. Der Text *als Text* ist in der anwachsenden Lenz-Literatur meines Wissen bisher noch nicht analysiert worden.

16 WuB 2, S. 721. Dazu im Kommentar die einzige Szene, die aus den ›Wolken‹ erhalten ist, in der Sokrates (= Wieland) ein pietistisches Mädchen vergewaltigen will; ebd., S. 926–928.

aufreizt, statt ihn zu sublimieren – und klagt Wieland zugleich an, dieser (seiner) Philosophie gefällig zu sein, anstatt sie zu bekämpfen.

All dies bildete ein massives Hindernis, um in Weimar gut aufgenommen zu werden. Lenz, der Carl August auf seiner Bildungsreise in Straßburg immerhin vorgestellt worden war, versuchte daher mit Briefen an Wieland selbst (Januar / Februar 1776) und an Knebel (6. März 1776), vorsichtig den Kontakt anzubahnen. Ihr persönliches Zusammenreffen selbst, bereits am ersten Abend in Weimar, hätte jedoch nicht besser verlaufen können. Lenz berichtet: »[...] es fiel kein Wort von dem Vergangenen vor und unser Gespräch ward so herzlich und munter ja als es später gegen die Nacht kam so freundschaftlich als ob wir Jahre lang in dem besten Vernehmen bei einander gewohntet«. ¹⁷ Für diese »Amnestie« dürfte außer Wielands persönlicher Konzilianz auch sein Interesse, Mitarbeiter für den ›Teutschen Merkur‹ zu gewinnen, eine Rolle gespielt haben. ¹⁸ Er blieb Lenz persönlich gewogen – Lenz dagegen blieb seinen Selbstvorwürfen ausgeliefert. Vier Monate nach seiner Ankunft spricht Wieland darüber in einem Brief an Lavater:

Hier, Bester, ist ein Brieflein von Lenz. Der ist nun gleich ein leibhaftiges Exempel, wie schwer es ist, begangene dumme Streiche (die oft schlimmere Folgen haben als boshafte) wieder zu vergüten. Er gäbe izt Blut aus seinem Herzen her, um alle die feinen Brochuren die eloges de feu Mr. W die *Apologien des Hrn. W.* und wie sie weiter heißen, aus der Reyhe der existirenden Dinge herauszukaufen. Aber sie sind da, werden gekauft, gelesen, und schaden auf unzählige Art. Womit kann sich Lenz vergüten? Was kan er thun? Nichts! Exactement rien; nichts, wodurch er nicht Übel ärger machte; wodurch er nicht mir und sich selbst noch größern Tort bey der Welt thäte. Er dauert mich oft herzlich; denn ich habe ihn schon unsäglich deßwegen in seiner Seele leiden gesehen; und Göthe noch mehr als ich. ¹⁹

17 In den Entwürfen für Friedrich Leopold Graf Stolberg; WuB 3, S. 437.

18 Ohm, »Unsere jungen Dichter« (Anm. 6), S. 138.

19 An Lavater, 29. Juli 1776; Wielands Briefwechsel, hrsg. von der Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, 32 Bde., Berlin 1963–2007 (zitiert als *Wielands Briefwechsel*), hier: Bd. 5: Briefe der Weimarer Zeit (21. September 1772–31. Dezember 1777), bearb. von Hans Werner Seiffert, 1983, S. 536f.

Die Fehde mit Wieland ist vorbei, doch der aufgewiegelte Hass gräbt tiefe melancholische Spuren. Ideologisch akkomodiert sich Lenz an seinen neuen Verbündeten mit der Version, dass Wieland die Geilheit, anstatt sie zu reizen, bloß verlachen will.²⁰ Publizistisch bekennt er sich zu ihm und seiner Gabe, »Das Laster hinwegzuschetzen«, in der »Epistel eines Einsiedlers an Wieland«, im Dezember 1776 von Boie im »Deutschen Museum« veröffentlicht, ebenso von Johann Georg Jacobi in der »Iris«. Die Epistel endet:

Komm, schließe dich mit Göthen an,
Melpomenes Liebbling, mich zu bilden,
Und macht, aus einem Waregischen Wilden,
Der keinen Vorzug kennt, als daß er fühlen Euch kann,
Einen Eurer nicht unwerten Mann.²¹

Seinerseits profitiert auch Wieland von den neuen Genossen in Weimar. »Haben Sie schon gewußt«, schreibt er im Juli 1776 an Lavater, »daß Hans Sachs würkl. und wahrhaftig ein Dichter von der 1.^{sten} Größe ist? Ich weiß es erst seit 6 bis 8 Wochen. Wir beugen uns alle vor seinem Genius, Göthe, Lenz und ich.«²² Der »Teutsche Merkur« öffnete sich damit gezielt der Erinnerung an die deutschen Autoren des 16. Jahrhunderts.

Lenzens Weimarer Bildungsprogramm greift die Idee seiner »expositio ad hominem« (1775/76) wieder auf, eines literaturpolitischen Projekts, in dem Lenz für die öffentliche Subventionierung vielversprechender junger Autoren wirbt, damit sie frei von den Zwängen des literarischen Marktes Wertvolles schaffen können. Die dazu erforderliche Jury sieht er in Weimar zusammenkommen: »Den Werth dieser

20 In den Stolberg-Bruchstücken; WuB 3, S. 437 f.

21 WuB 3, S. 194–197, hier: S. 197. Geschrieben (spätestens) im Juli 1776 in Berka; vgl. ebd., S. 809. Der »Waregische Wilde« spielt auf die Wikinger (Waräger) an. In dem Gedicht »An meinen Vater« nennt Lenz selber sich »der schweifende Wilde« (ebd., S. 185).

22 An Lavater, 15. April 1776; Wielands Briefwechsel, Bd. 5, S. 495. Das Märzheft des »Teutschen Merkurs« brachte einen Kupferstich von Hans Sachs, das Aprilheft Goethes »Erklärung eines alten Holzschnitts, vorstellen Hans Sachsens Poetische Sendung«, dazu zwei Gedichte des Autors und Wielands »Zugabe einiger Lebensumstände Hans Sachsens«, in denen er eine kleine Neuausgabe seiner Werke in Aussicht stellte und zur Beihilfe aufforderte.

angefangenen Arbeiten oder Entwürfe beurtheilte eine Gesellschaft Gelehrte von entschiedenem Ruf und Verdienst wie wir sie jetzt bald in Weimar bekommen werden.«²³ Und nun befindet sich Lenz mitten drin in dieser Gesellschaft. Tatsächlich, nach der drückenden Mittellosigkeit in Straßburg finanzieren jetzt der Herzog und Goethe Lenz' Aufenthalt. Und tatsächlich, Lenz kann seine Texte vorlesen und sich mit Wieland, Goethe und anderen austauschen, seit Ende Juni auch mit Klinger, seit Oktober – vielleicht – auch mit Herder.

Allerdings, der Austausch kann ruppig werden. So schreibt Klinger am 30. Juni 1776 über ihn: »Der arme Junge ist und lebt in Dämierung und Druk. Über seinen garstigen Strephon [= »Die Freunde machen den Philosophen«] hab ich ihn nicht wenig geplagt – und sie haben ihn geplagt eh ich kam.«²⁴ Wieland lobte Lenz einigermaßen zweideutig im Mai 1776: »Ein herrlicher Junge, das weiß Gott, und Poet à triple carillon« – denn das Metallstabglockenspiel der Militärkapellen (*carillon*) hat leicht etwas Verspieltes.²⁵ Einen Monat später schreibt er Klartext an Merck: »Lenz ist durch *Superlativos* verdorben worden, wenigstens haben sie ihm nichts genützt. Es war in meiner Jugend mein Casus auch. Seit er hier ist, ist er unendlich gedemüthigt worden. Er ist ein guter Junge, die Hälfte von einem Dichter, und hat wenig Anlage jemahls etwas ganz zu seyn.«²⁶ Die Demütigungen betreffen eben auch seine Autorschaft, abgesehen von dem vielfach berichteten Ungeschick in höfischem *savoir vivre*.²⁷ Es ist nicht nur der Standesdünkel, es ist der

23 Wolfgang Albrecht und Ulrich Kaufmann, Lenzens »expositio ad hominem« in historisch-kritischer Edition, in: »Ich aber werde dunkel sein« (Anm. 1), S. 78–91, hier: S. 85.

24 An Ernst Schleiermacher, 30. (korrigiert aus 16.) Juni 1776; Max Rieger, Klinger und die Sturm- und Drangperiode. Mit vielen Briefen, Darmstadt 1880, S. 389.

25 An Merck, 13. Mai 1776; Wielands Briefwechsel, Bd. 5, S. 505.

26 An Merck, 21. Juni 1776; ebd., S. 517. Wieland trifft damit hellsichtig den Punkt, dass Lenz bereits im Alter von 15 Jahren als »seltenes Genie« der Aufmunterung und Aufmerksamkeit des Vaterlandes (Livlands) empfohlen wurde. Vgl. Damm, Vögel, die verkünden Land (Anm. 1), S. 53.

27 So der Bericht von seinem ungehörigen Erscheinen auf einem Adelsball. Vgl. Nikolaj Michajlovič Karamsin, Briefe eines russischen Reisenden, Berlin 1977, S. 165 f. (unter dem 22. Juli 1789); Karl August Böttiger, Literarische Zustände und Zeitgenossen. Begegnungen und Gespräche im klassischen Weimar, hrsg. von Klaus Gerlach und René Sternke, Berlin 1998, S. 45 f.

Spott von seinesgleichen, der Lenz zu schaffen macht, während er so tut, als täte es nicht weh.

An Charlotte von Stein schreibt Lenz, wohl Anfang September 1776: »Convenez qu'il n'y a rien de si cruel, que d'agir contre son cœur; cependant j'y suis contraint par les actions des personnes même qui se disoient autrefois mes amis et qui sous ce pretexte se croyoient tout permis contre moi.«²⁸ Daraus spricht die Ohnmacht dessen, der mitspielen zu müssen glaubt in diesem Spiel, wo andere sich auf seine Kosten amüsieren. Die anderen nennen sich seine Freunde, obwohl sie sich alles gegen ihn herausnehmen. Gegen sie wie gegen alles andere kennt Lenz anscheinend keine andere Gegenwehr als den heroischen Rückzug, der das persönliche Leid gegenüber aller Welt verleugnet: »[...] moi qui ne savoit d'autres soulagemens a tous les maux qui m'oppriment que de pouvoir les cacher a l'univers.«²⁹ Eine Form solchen Rückzugs wäre die Tarnung (scheinbare Unbekümmertheit), eine andere wäre die Flucht ins Schreiben. Wie schon in der Königsberger Studienzeit und später in seinen Moskauer Jahren ist Lenz auch in Weimar unaufhörlich mit Schreiben beschäftigt, zumal in Gesellschaft. »Lenz liefert alle göttliche Tage regulierement *seinen dummen Streich*; fragt, wo er hinkömt, es sey auf dem Felde oder in der Stadt, sobald er eine halbe Stunde dagewesen, im Vertrauen: habt ihr Feder, Dinte und Pappier? Und schmiert und schmiert wie sichs gebührt, – und so leben wir, wie ihr seht in die Welt hinein [...]«, berichtet Wieland an Merck.³⁰

Weimar, das ist ja nicht nur der Hof, das sind, zumal im beginnenden Sommer des Jahres 1776, auch die Gärten, in denen man sich traf. Wieland erwarb am 16. März einen Garten zwischen Frauentor und Erfurter Tor, Goethe bekam am 21. April Garten und Gartenhaus im Park an der Ilm vom Herzog zum Geschenk.³¹ Beide hatten sich damit,

28 WuB 3, S.493. »Geben Sie zu, daß es nichts so Grausames gibt, als wenn man gegen sein Herz handeln muß; indessen bin ich dazu gezwungen durch die Handlungen von eben den Personen, die sich einstmals meine Freunde nannten und die unter diesem Vorwand glaubten, sich alles gegen mich erlauben zu dürfen.« (Ebd., S.886)

29 Ebd. »[...] ich, der ich gegen die Übel, die mich bedrücken, keine anderen Milderungen wusste, als sie vor der ganzen Welt verbergen zu können« (H.B.).

30 An Merck, 27. Mai 1776; Wieland, Briefwechsel, Bd.5, S.506.

31 Wielands Briefwechsel (Anm.19), Bd.6/3: Nachträge zu Band 1 bis 5, Anmerkungen und Register zu Band 3 bis 5, bearb. von Siegfried Scheibe, 1995, S.1524.

da sie als Grundbesitzer auch das Bürgerrecht erwerben mussten, »beynahe in ein und demselben Augenblick in den Weimarischen Philister-Orden begeben«, wie Wieland schreibt.³² Nicht zu den städtischen Bürgern gehörig, dennoch abseits vom Hof, bildete sich eine Sphäre der Geselligkeit um den jungen Herzog Carl August (19) einerseits, den älteren Wieland (43) andererseits, eine außerhöfische Allianz aus jungen Leuten, Adligen und Akademikern.³³ Außer den nicht-adligen Lenz (25) und Goethe (26) gehörten dazu unter anderem Friedrich Hildebrand von Einsiedel (26), Johann August von Kalb (29), Karl Ludwig von Knebel (32). »Übrigens ist eine tolle Compagnie von Volk hier beysammen, auf so einem kleinen Fleck, wie in einer Familie findt sichs nicht wieder so«, rühmt Goethe Ende des Jahres gegenüber Merck.³⁴ Nach drei Monaten hatte Lenz von dieser geistreichen Familie genug. Er distanzierte sich räumlich, als er Ende Juni in das 19 Kilometer entfernte Städtchen Berka umzog, von wo aus er gelegentlich Weimar wieder besuchte.

Aus den Briefen dieser Zeit spricht Besorgnis und Mitgefühl mit dem ab- und anwesenden Lenz. »Man kann den Jungen nicht lieb genug haben. So eine seltsame Composition von Genie und Kindheit!«, schreibt Wieland am 9. September; »Lenz ist unter uns wie ein krankes Kind, wir wiegen und tänzeln ihn, und geben und lassen ihm von Spielzeug was er will. Er hat Sublimiora gefertigt. Kleine Schnitzel, die Du auch haben sollst. Klinger ist uns ein Splitter im Fleisch [...]«, schreibt Goethe am 16. September, als Lenz in Kochberg ist; »Lenz ist eine wunderbare, aber im Grunde gute und liebenswürdige Seele. Er lebt meistens zu *Berka* wie ein Einsiedler – bedarf gar sehr wenig, und ist nur glücklich, wenn man ihn in seiner Ideenwelt ungestört leben läßt«, berichtet

32 An Merck, 23. März 1776; Wielands Briefwechsel, Bd. 5, S. 488. Vgl. hierzu die Beiträge in dem Sammelband: *Philister. Problemgeschichte einer Sozialfigur der neueren deutschen Literatur*, hrsg. von Remigius Bunia, Till Dembeck, Georg Stanitzek, Berlin 2011.

33 Diese Allianz ist prototypisch für die Entstehung des Bildungsbürgertums, vgl. den Abschnitt »Gesittete Stände, gebildete Menschen« bei Heinrich Bosse, *Bildungsrevolution 1770–1830*, hrsg. mit einem Gespräch von Nacim Ghanbari, Heidelberg 2012, S. 120–139.

34 An Merck, 22. November 1776; Johann Wolfgang Goethe, *Briefe Tagebücher und Gespräche* 7. Nov. 1775–2. Sept. 1786, hrsg. von Hartmut Reinhardt, Frankfurt am Main 1997 (= FA II 2), S. 72.

Wieland am 5. Oktober.³⁵ Sehr viel später wird Goethe, auf diese Zeit zurückblickend, schreiben, dass dem Dichter Lenz, wenn man seine Handlungen beurteilte, »immer seine Halbnarrheit, ein gewisser von jedermann anerkannter, bedauerter, ja geliebter Wahnsinn zu statten kam«,³⁶ und so ist es offenbar auch gewesen.

Lenz seinerseits lebt in dem Unfrieden, wie er ihn im September an Charlotte von Stein ausspricht, oder auch direkt in einem undatierten Brief an Klinger:

Ich hab Euch versprochen, es Euch sauer zu machen Klinger so Maler Müller und Wagner selbst, den ich recht sehr schätze. Nehmt Euch also in Acht vor mir, pariert ja wohl und wenn Ihr Blöße findet, so stoßt herein auf *mich*, wie Ihr wollt und wie Ihr könnt. Göthe hat ein Pasquill von mir, worin Euch allen die Köpfe gewaschen werden – bis Ihr gescheuter seid.³⁷

Bei dieser Abrechnung mit den Autoren des Sturm und Drang dürfte es sich um die Art von Freibeuter-Übung handeln, wie Goethe sie den Weimarer Prinzen erläuterte, nur selbstquälerisch akzentuiert in der neuen Sprecherrolle als Märtyrer der Wahrheit, die Lenz seit den ›*Wolken*‹ probiert und dann in Weimar zusehends übernommen hatte.³⁸ Der Text galt als völlig verloren, weil man nicht erkannte – das ist wichtig für die Bedeutung von ›*Pasquill*‹ zu dieser Zeit an diesem Ort –, dass sich in ›*Leopold Wagner. Verfasser des Schauspiels von neun Monaten. Im Walfischbauch. Eine Matinée*‹ ein Bruchstück daraus erhalten hat.³⁹

Als Person wie als Autor führt Lenz eine randständige Existenz. Nicht immer einsiedlerisch, denn von Mitte September bis Ende Oktober ist er Gast auf Schloss Kochberg bei Charlotte von Stein, 28 Kilometer von Weimar entfernt. Doch auch in Bezug auf Wielands ›*Teutschen Merkur*‹ ist er marginalisiert. Während Goethe in den ersten Monaten des Jahrgangs 1776 mit Gedichten und Prosa auffällig präsent war,⁴⁰

35 Wielands Briefwechsel, Bd. 5, S. 548 und 559; Goethe, FA II 2, S. 65.

36 In den ›*Biographischen Einzelheiten*‹ zur Lebensgeschichte; FA I 17: Tag- und Jahreshefte, hrsg. von Irmtraut Schmid, Frankfurt am Main 1994, S. 354.

37 WuB 3, S. 480.

38 Vgl. Egon Menz, Aretins Passion, in: »Ich aber werde dunkel sein« (Anm. 1), S. 66–77.

39 WuB 3, S. 208 f. und S. 812.

40 Ohm, »Unsere jungen Dichter« (Anm. 6), S. 136–145.

publizierte Lenz nur die Gedichte ›Auf die Musik zu Erwin und Elmire‹ (die von Anna Amalia komponiert worden war) im Mai 1776 und ›An meinen Vater von einem Reisenden‹ im Januar 1777, dazu eine verklau-sulierte Erziehungsbotschaft an den Adel seiner Heimat unter dem Titel ›Bittschrift eines Liguriers an den Adel von Ligurien‹, die wohl schon in Straßburg entstanden ist.⁴¹ Gegenüber Merck bedauert Wieland im September, dass Lenz nichts Brauchbares für ihn liefert: »Lenz hilft mir Nichts, – denn, wiewohl ihm von Zeit zu Zeit was Herrliches in seiner Art entfällt, so hat's doch immer den Fehler, daß man's nicht drucken lassen kann.«⁴² Gewiss schickt sich auch Lenz' Schreibart, »meine unmanierliche Art von den Sachen zu reden«, wie er nicht ohne Stolz zugibt,⁴³ nicht so einfach zu dem Abnehmerkreis von Wielands Kulturzeitschrift. Dennoch bleibt, was er in seiner Weimarer Zeit – fortwährend schreibend – zustande bringt, auf eine markante Weise un-öffentlich. Das hat in einem Fall mit Goethe selbst zu tun.

II.

Möglicherweise hat es die Aussöhnung mit Wieland erleichtert, dass Lenz im Herbst 1775, auf dem Höhepunkt der Auseinandersetzung mit ihm, einen neuen Aspekt seines großen Themas ›Sexualität und Moral‹ entdeckte. Neben die Gefährdung der Gesellschaft durch galante Literatur trat nun die Gefährdung der Gesellschaft durch lüsternes Militär. Eine Straßburger Liebesgeschichte, an der Lenz selbst aktiv als Ghostwriter und *postillon d'amour* mitgewirkt hatte,⁴⁴ diente ihm zur Grundlage

41 Vgl. Heinrich Bosse, Jakob Michael Reinhold Lenz: Bittschrift eines Liguriers an den Adel von Ligurien (Teutscher Merkur 3 [1776], S. 151–156). Text und Kommentar, in: Lenz-Jahrbuch 18 (2011), S. 7–26.

42 An Merck, 9. September 1776; Wielands Briefwechsel, Bd. 5, S. 549. Wielands Mitherausgeber Friedrich Heinrich Jacobi hatte das vorhergesehen: »Sorgen Sie nur, daß wir gute Mitarbeiter im kritischen Fache bekommen. Göthe selbst und Herder wären eigentlich die Leute, welche der Herr zu uns senden müßte. Die Recensionen des letzteren in der A.d.B. [= Allgemeine Deutsche Bibliothek] werden immer zu dem Besten gehören, was er geschrieben. Lenz hat, wie wir sämtlich wissen, einen herrlichen Geist in sich; aber vor seinen Augen schweben fast immer Wolken und Dünste, sogar wenn er als Dichter sieht.« (Ebd., S. 445)

43 Verteidigung des Herrn W.; WuB 2, S. 718.

44 So die Einleitung zu dem Text über seinen Aufenthalt in Straßburg unter dem Titel ›Das Tagebuch‹; WuB 2, S. 289.

seines vielleicht besten Dramas, ›Die Soldaten‹. Für das Triebproblem der Männer sucht die Schlusszene einen Ersatz anstelle der Sublimierung – und findet sie in Form öffentlich gebilligter Prostitution. Um die »Folgen des ehlosen Standes der Herren Soldaten« zu mildern, sollten ihnen Frauen zugesellt werden, als »Konkubinen die allenthalben in den Krieg mitzögen«. ⁴⁵ Herder beanstandete diese Idee und brachte offenbar das Thema Familie ins Spiel, denn Lenz erwiderte ihm am 20. November 1775: »Ordentliche Soldatenehen wollen mir nicht in den Kopf«. ⁴⁶ Doch genau die wurden das große Projekt der nächsten Jahre. Im März 1776 kündigte Lenz es brieflich an, großmäulig bis zur Ohnmacht (so Andrea Breth): »Ich habe eine Schrift über die *Soldatenehen* unter Händen, die ich einem Fürsten vorlesen, und nach deren Vollendung und Durchtreibung ich – wahrscheinlichst wohl sterben werde.« ⁴⁷ Das militär- und sozialpolitische Projekt beflügelt ihn bei seinem Aufbruch, einer »Reise deren Folgen für mein Vaterland wichtiger als für mich sein werden«. ⁴⁸

Sofort nach der Ankunft in Weimar, am 1. April 1776, fragte Lenz bei dem Verleger Reich in Leipzig an, ob er ›Über die Soldatenehen‹ so bald wie möglich drucken könne, und wünschte für die Schrift, außer zwei Dukaten pro Bogen, »saubern Druck und Papier, weil sie sich in Versailles und an andern Höfen produzieren soll«. ⁴⁹ Die Erkundigung nach einem französischen Übersetzer erübrigte sich, da Lenz am 6. Mai die Schrift unter dem Titel ›Sur les mariages des soldats‹ gleich selbst französisch herausbringen und auch ein besseres Honorar erhalten wollte. ⁵⁰ Davon haben sich deutsche wie französische Handschriftenmaterialien in Lenz' Nachlass erhalten. 1913 veröffentlichte Karl Freye daraus den

45 WuB 1, S. 246. Offiziere brauchten eine Heiratsurlaubnis und erhielten sie, in allen Armen des 18. Jahrhunderts, möglichst selten. Einfache Soldaten dagegen waren, etwa in Preußen, geradezu häufig verheiratet. Vgl. Beate Engelen, Soldatenfrauen in Preußen. Eine Strukturanalyse der Garnisonsgesellschaft, München 2005 (= Herrschaft und Systeme in der Frühen Neuzeit 7), bes. S. 88–91.

46 An Herder, 20. November 1775; WuB 3, S. 353. In der Überarbeitung vertauscht Lenz vor allem die Sprecherrollen und ersetzt die Konkubinen durch Amazonen, die »Märtyrerin für den Staat« sein wollen (ebd., S. 734).

47 An Herder, März 1776; WuB 3, S. 400.

48 An Johann Georg Zimmermann, 15. März 1776; WuB 3, S. 407.

49 An Weidmanns Erben und Reich, 1. April 1776; WuB 3, S. 421. Da Sigrid Damm Lenz irrtümlich erst am 2. April eintreffen lässt, hält sie den Brief für vordatiert (ebd., S. 863).

50 An Weidmanns Erben und Reich, 6. Mai 1776; WuB 3, S. 444.

unvollendeten Haupttext ›Über die Soldatenehen‹ deutsch. 2007 publizierten David Hill und seine Mitarbeiter den Text, sowie die dazu gehörigen Exzerpte und Notizen, in einer umfassend kommentierten Edition unter der Bezeichnung ›Das Berkaer Projekt‹.

Als Prämisse dient der Grundsatz, dass sexuelle Triebbefriedigung die Lebensenergie zerstört.⁵¹ Je mehr nun die Künste und Wissenschaften sich entwickeln, desto schneller reifen auch die Begierden im Stand der Ehelosigkeit, zumal bei Südländern wie den Franzosen. Haben sie bezahlten oder unbezahlten Zutritt zu den Weibern, so müssen die Armeen »am Ende faßt das Ansehen von gewafneten Leichnamen bekommen [...]. Der einzige Vortheil unserer Kriegszucht ist, daß wir uns leichter tödten lassen.«⁵² Statt fremdbestimmter Marionetten-Soldaten braucht es aber selbstbestimmte, mutige Krieger. Die Lösung, die Lenz vorschlägt, lautet: Transformation der Sexualität in militärische Schlagkraft.⁵³ Das geht, wenn der Soldat im eigenen Interesse, aus Selbstliebe kämpft: nicht für den König oder die Ehre, sondern für Weib und Kind. Die Triebenergie, die in der Ehe auszuleben moralisch gerechtfertigt ist, dient dazu, den Krieg zu familiarisieren – gegen den familienvernichtenden Aggressor. Anstatt eine politische Maßnahme des Fürsten

51 Vgl. Jakob Michael Reinhold Lenz, *Philosophische Vorlesungen für empfindsame Seelen*. Faksimiledruck der Ausgabe Frankfurt und Leipzig 1780. Mit einem Nachwort hrsg. von Christoph Weiß, St. Ingbert 1994, S. 68: »Um kurz von der Sache zu kommen, der Geschlechtertrieb ist *die Mutter aller unserer Empfindungen*. Zerstreut und verschwendet diesen Schatz, und ihr werdet kalte und leere Geschöpfe, Kinder ohne Dankbarkeit und Pietät, Ehegatten ohne Zärtlichkeit und eheliche Treue, Väter ohne Freude an eurem multiplicirten Selbst werden, kalt, kalt, kalt – o ich weiß keine schrecklichere Benennung eines trostlosen und zweiflungsvollen Zustandes.«

52 Jacob Michael Reinhold Lenz, *Schriften zur Sozialreform. Das Berkaer Projekt*, hrsg. von Elystan Griffiths und David Hill unter Mitwirkung von Heribert Tommek, Frankfurt am Main 2007 (= *Historisch-kritische Arbeiten zur deutschen Literatur* 42), Teil 1, S. 10.

53 Der Gedanke tritt bereits im materialistischen Flügel der französischen Aufklärung auf, mit dem Lenz in Straßburg bekanntlich in Kontakt kam. So etwa, weniger elaboriert als Lenz, Claude Adrien Helvétius, *Philosophische Schriften*, Bd. 1: *Vom Geist*. Aus dem Französischen übersetzt von Theodor Lücke, Berlin und Weimar 1973 (zuerst ›*De l'Esprit*‹, 1758), S. 322: »Wenn die Liebeslust für die Männer wirklich das lebhafteste aller Vergnügen ist, welch fruchtbarer Keim des Mutes ist dann in dieser Lust verborgen, und welch glühende Begeisterung für die Tugend könnte uns daher die Begierde nach Frauen einflößen.«

und Kriegsherrn zu sein, wird der Krieg eine Verteidigungsmaßnahme für die bedrohten Angehörigen. »[...] und nun sollte er nicht als ein Löwe fechten? Nun sollte er den Fuß zurücksetzen und dem blutdürstigen Feinde der vor ihm steht sein Weib, seine Kinder Preiß geben. Ihr Fürsten! Die Natur allein macht Helden, der Ehrgeitz macht nur ihre Schattenbilder.«⁵⁴ So wird die Zivilgesellschaft von der Lüsternheit des Militärs erlöst, und das Militär umgekehrt als eine Sonderform der Zivilgesellschaft konstituiert, bestehend aus Familiensoldaten oder Soldatenfamilien.

Das Projekt bezweckt demnach, wie immer, Fürsten und Untertanen glücklich zu machen und die Gesellschaft von dem Übel zu erlösen.⁵⁵ Den Entwurf, »der nicht in meinem Häuptlein ausgeheckt worden, sondern der der Vorschlag der Natur ist deren Dollmetscher ich bin«,⁵⁶ hat somit die höchste Instanz legitimiert. Aus dieser Ermächtigung heraus ertönt der Auftakt, mit einer nun nicht näher bestimmten Vaterlandsstimme: »Ich schreibe dieses für die Könige, ohne zu wissen ob jemals einer von ihnen mich lesen wird. Unglück für sie, wenn sie mich nicht lesen, denn ich schreibe um ihrent- nicht um meinetwillen.«⁵⁷ Mitten im Text erscheint die Widmung an den Nachfahren des Herzogs Bernhard von Weimar zusammen mit der Aufforderung, das Projekt zu realisieren »und dadurch den Nacheiffer Ihrer Nachbarn rege zu machen, dadurch das Muster von Europa zu werden«.⁵⁸ Die Geschichte Europas erhalte – wie in der Wieland-Polemik – »wohl einen andern Schwung«.

Man datiert den Umschlag vom »gehegten« Kabinettskrieg zum totalen Nationalkrieg mit Recht auf die Französische Revolution. Man sollte aber nicht vergessen, dass dieser Wandel schon im Vorfeld über Jahrzehnte hinweg vorbereitet wurde. Wenn das aufgeklärte Jahrhun-

54 Lenz, Das Berkaer Projekt (Anm. 52), Teil 1, S. 13.

55 Zum prekären Status des patriotischen Projektemachers im 18. Jahrhundert vgl. Heinrich Bosse, Patriotismus und Öffentlichkeit, in: Volk – Nation – Vaterland, hrsg. von Ulrich Herrmann, Hamburg 1996 (= Studien zum 18. Jahrhundert 18), S. 67–88, sowie die Beiträge in: Projektemacher. Zur Produktion von Wissen in der Vorform des Scheiterns, hrsg. von Markus Krajewski, Berlin 2004.

56 Das Berkaer Projekt (Anm. 52), Teil 1, S. 21.

57 Ebd., S. 1.

58 Ebd., S. 21.

dert die Verhältnisse verbessern wollte, dann gewiss auch die Militärverhältnisse – und zwar um einen Standesunterschied aufzuheben. Nicht den allzu geläufigen von Adel und Bürgertum, sondern den nicht minder wichtigen von Zivil und Militär. So laufen die Argumentationslinien auf den *civis armatus* zu, den man nicht erst im alten Rom aufsuchen musste – die Bürger und Bauern der Schweiz, die englischen Milizen führen ihn auch im 18. Jahrhundert vor Augen.⁵⁹ Die Vergesellschaftung des Kriegsdienstes ist das neue Ziel, und dabei setzt sich durch, was Michel Foucault als »Biopolitik der Bevölkerung« bezeichnet hat.⁶⁰ Wenn ein Wiener Regierungsrat bedauert, dass die kräftigsten Burschen zum Militär ausgewählt werden, und gerade »die in den besten Jahren und zur Fortpflanzung am tauglichsten sind«, ⁶¹ dann beginnt der Staat die biologischen Prozesse seiner Untertanen oder Bürger zu beobachten und zu steuern. Lenz' Militärehen-Projekt gehört in diesen Kontext. Dabei zieht er eine Quelle zu Rate, die auch Goethe selbst nachgeschlagen hat; am 2. November 1776 liest dieser »Capitel aus den Reveries des Marechal de Saxe«. ⁶² »Mes Rêveries« des Grafen Moritz Graf von Sachsen, Sohn Augusts des Starken und Feldmarschall von Frankreich, wurden nach seinem Tode (1756) publiziert und sofort ins Deutsche übersetzt. In einem Anhang gibt der Marschall Anregungen zu einer gezielten Familien- oder vielmehr Fortpflanzungspolitik: Mädchen sollten schon mit 15 Jahren heiraten, die Ehen nur auf fünf Jahre geschlossen werden (doch bei Fruchtbarkeit erneuert werden dürfen), alle zehn Tage wäre Muttertag, für mehr als zehn Kinder gäbe es

59 Hierzu Heinrich Bosse, Klopstocks »Kriegslied« (1749). Militärische Poesiepolitik im 18. Jahrhundert, in: Jahrb. FDH 2000, S. 50–84, hier: S. 50–55.

60 Michel Foucault, Sexualität und Wahrheit I: Der Wille zum Wissen, Frankfurt am Main 1977 (zuerst »La volonté de savoir«, 1976), S. 166.

61 Joseph von Sonnenfels, Versuch über das Verhältniß der Stände, in: ders., Politische Abhandlungen, hrsg. von Ignaz de Luca, Wien 1777, S. 89–152, hier: S. 141 f. Wie virulent das Thema war, zeigt ein Satz in dem von Johann Peter Miller herausgegebenen 9. Teil von Johann Lorenz von Mosheim, Sitten-Lehre der Heiligen Schrift, Göttingen und Leipzig 1770, S. 116: »Vorschläge, den unkeuschen Cälibat ganzer Kriegsheere abzuschaffen, werde ich hier nicht wagen, sondern sie anderen Männern überlassen.«

62 Johann Wolfgang Goethe, Tagebücher. Historisch-kritische Ausgabe, Bd. I, 1–2: 1775–1787, hrsg. von Wolfgang Albrecht und Andreas Döhler, Stuttgart und Weimar 1998, hier: Bd. I, 1, S. 28.

stufenweise steigendes Kindergeld.⁶³ Freilich, während Moritz von Sachsen kaltschnäuzig erklärt, dass der Ehestand nicht als Sakrament, sondern um der Bevölkerung willen eingeführt sei, macht ihn Lenz zum empfindsamen Angelpunkt der Vaterlandsliebe.

Seinem Vorsatz entsprechend, wollte Lenz sein Projekt einem Fürsten vorlegen, und er wählte – ohne Umweg über den Herzog von Weimar – direkt den König von Frankreich.⁶⁴ Goethe berichtet den Vorgang wie folgt:

Indessen hatte diese frühe Bekanntschaft mit dem Militär die eigene Folge für ihn, daß er sich für einen großen Kenner des Waffenwesens hielt; auch hatte er wirklich dieses Fach nach und nach so im Detail studiert, daß er, einige Jahre später, ein großes Memoire an den französischen Kriegsminister aufsetzte, wovon er sich den besten Erfolg versprach. Die Gebrechen jenes Zustandes waren ziemlich gut gesehen, die Heilmittel dagegen lächerlich und unausführbar. Er aber hielt sich überzeugt, daß er dadurch bei Hofe großen Einfluß gewinnen könne, und wußte es den Freunden schlechten Dank, die ihn, teils durch Gründe, teils durch tätigen Widerstand, abhielten, dieses phantastische Werk, das schon sauber abgeschrieben, mit einem Briefe begleitet, couvertiert und förmlich adressiert war, zurückzuhalten und in der Folge zu verbrennen.⁶⁵

63 Des Grafen Moritzens von Sachsen [...] Betrachtungen über die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts, worinnen er zeigt, wie die Anzahl Menschen, die in einem Krieg aufgeopfert wird, in kurzer Zeit wieder ersetzt werden könne, o.O. 1756, S.6–28. Zu Lenz' Auseinandersetzung mit den rein militärischen Vorschlägen vgl. Das Berkaer Projekt (Anm. 52), Teil 2, S.455–458 und Register.

64 Daniel Wilson nimmt mit guten Gründen an, dass Lenz sich vorstellte, mit dieser Schrift eine Offiziersstelle in Frankreich, damit ein Adelsdiplom und damit eine geliebte Frau (die inzwischen verheiratete Baronin Oberkirch, Henriette von Waldner) zu gewinnen; W. Daniel Wilson, Zwischen Kritik und Affirmation. Militärphantasien und Geschlechterdisziplinierung bei J.M.R. Lenz, in: »Unaufhörlich Lenz gelesen ...« (Anm. 3), S. 52–85.

65 Dichtung und Wahrheit III 14; FA I 14, S. 653 f. Die Frankfurter Goethe-Ausgabe kommentiert das überhaupt nicht, die Münchner Ausgabe nur lakonisch »abhielten: dazu brachten«. Johann Wolfgang Goethe, Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens, Bd. 16: Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit, hrsg. von Peter Sprengel, München 1985, S. 1033. Das heißt aber korrigieren, statt kommentieren.

Der Bericht bietet ein grammatisches Rätsel: die Freunde hielten den Absender *ab*, seine Sendung »zurückzuhalten und in der Folge zu verbrennen«. Damit sind zwei Willensrichtungen auf merkwürdige Weise kontaminiert. Lenz will das Werk abschicken, die Freunde wollen es zurückhalten – aber wer hat es verbrannt? Es ist der Vorteil von Infinitivsätzen im Deutschen, das Subjekt auszuschalten. Die Satzperiode ist so gebaut, dass sie einen Konflikt benennt, aber die Handlungsrollen verschleiern. Hat Lenz, »teils durch Gründe, teils durch tätigen Widerstand« bewogen, sein Vorhaben zurückgezogen? Ja, er hat, sagen Goethe und Lenz-Forscher. Oder haben »die Freunde«, also hat Goethe selbst, als Gründe nichts halfen, tätigen Widerstand geleistet und das Manuskript aus dem Verkehr gezogen? Ja, er hat, würde ich sagen. Goethe wurde zugemutet, durch diplomatische Kanäle ein Projekt an die französische Regierung gelangen zu lassen, das er für eine Schnapsidee halten musste. Der herzoglich Hof, er selbst, zumal als zukünftiger oder schon vereidigter, aber immer noch umstrittener Minister, wären gnadenlos kompromittiert gewesen. Als Übermittler hatte er die besten Gründe, die Sendung zu vernichten – während der Autor, der als Dolmetscher der Natur Europas Geschick verbessern wollte, gar keinen Grund dafür gehabt hätte.

Ich glaube nicht, dass es sich bei dem zweideutigen Satzgebäude um ein Versehen handelt, schließlich hat Goethe den Text selber autorisiert, nachdem er im Sommer 1813 von Friedrich Wilhelm Riemer genauestens gegengelesen worden war.⁶⁶ Also gilt: »Wenn einem Meister der Kunst des Schreibens grobe Fehler unterlaufen, die einen gescheiten Oberschüler beschämen würden, kann man berechtigterweise davon ausgehen, daß sie vorsätzlich begangen wurden.«⁶⁷ Warum also hat Goethe verunklärt, wer hier Lenz' Herzenswunsch vernichtet? Ich möchte behaupten: weil es um ein Schweige-Tabu geht. Goethes Lebensbeschreibung

66 Riemer schickte seine Korrekturvorschläge am 13. Dezember 1813 an Goethe, Bemerkungen zu der fraglichen Satzperiode sind nicht dabei. Vgl. Momme Mommsen unter Mitwirkung von Katharina Mommsen, *Die Entstehung von Goethes Werken in Dokumenten*, Bd. 2: *Cäcilia bis Dichtung und Wahrheit*, Berlin 1958, S. 471 f.

67 Leo Strauss, *Verfolgung und die Kunst des Schreibens*, in: *Kunst des Schreibens*. Mit Beiträgen von Leo Strauss, Alexandre Kojève und Friedrich Kittler, hrsg. von Andreas Hiepko, Berlin 2009 (= *Internationaler Merve-Diskurs* 316), S. 23–50 (zuerst ›Persecution and the Art of Writing‹, 1941), hier: S. 38.

müsste irgendwie dazu Stellung nehmen, dass Lenz, der mit soviel Wohlwollen in Weimar begrüßt worden war, so spektakulär hinausgeworfen wurde, immerhin die Verjagung eines deutschen Dichters vom Weimarer Musenhof. Nach der narrativen Logik aller Erzählungen würde das ein Ereignis sein müssen, dem ein anderes (auslösendes) Ereignis vorausging, welcher Art auch immer;⁶⁸ und unter dem Stichwort »Eseley« suchen wir ja auch danach. Genau von dieser Ereignisfolge will Goethe aber nicht sprechen, und er will auch nicht, dass jemand anderes darüber spricht. Deshalb hat er die Ereignisse durch eine Charakterstruktur ersetzt, die Lenz handlungsunfähig macht, durch sein grund- und planloses Intrigieren: »Er hatte nämlich einen entschiedenen Hang zur Intrigue, und zwar zur Intrigue an sich, ohne daß er eigentliche Zwecke, verständige, selbstische, erreichbare Zwecke dabei gehabt hätte; vielmehr pflegte er sich immer etwas Fratzenhaftes vorzusetzen, und eben deswegen diente es ihm zur beständigen Unterhaltung. [...] Seine Tage waren aus lauter Nichts zusammengesetzt.«⁶⁹ Mit anderen Worten, Lenz schafft folgenlose Turbulenzen. Genauso wird die Vernichtung seines Soldatentextes erzählt, als eine folgenlose Turbulenz.

Allerdings, wie Goethe es darstellt, richtet sich das Lenzische Nichts doch sehr aggressiv gegen ihn, den er »zum vorzüglichsten Gegenstande seines imaginären Hasses, und zum Ziel einer abenteuerlichen und grillenhaften Verfolgung ausersehn hatte«.⁷⁰ Wenn Goethe das französische Soldatenprojekt verbrannt und damit Lenz zutiefst enttäuscht hatte, wären Hass und Verfolgung immerhin motiviert. Doch wenn Lenz, wie er an Frau von Stein schreibt, gegen die Übel dieser Welt keine andere Gegenwehr weiß, als sein Leid zu verstecken, so können – ausgenommen Wieland in der Straßburger Zeit – Hass und Verfolgung nicht seine Sache sein. Ein bisher nicht beachtetes Doku-

68 Vgl. Arthur C. Danto, *Analytische Philosophie der Geschichte*, Frankfurt am Main 1974 (zuerst »Analytical Philosophy of History«, 1965), bes. S. 371–407. Die einzige Stimme, die ein auslösendes Ereignis bezweifelt, gehört Gesa Weinert, »Verheyathung«, »F. Haus«, Grabstätte und andere biografische Bruchstücke zu J. M. R. Lenz, in: *Zwischen Kunst und Wissenschaft. Jakob Michael Reinhold Lenz*, hrsg. von Inge Stephan und Hans-Gerd Winter, Bern u. a. 2006 (= Publikationen zur Zeitschrift für Germanistik, N.F. 14), S. 145–176, hier: S. 159 f.

69 *Dichtung und Wahrheit* III 14; FA I 14, S. 652 f.

70 Ebd., S. 655.

ment läßt sich auf den Vorfall anwenden, vielleicht ist es sogar dadurch bedingt. Es handelt sich um den ›Lobgesang auf die Trägheit aus einem alten Manuskript‹, den man fälschlich unter Lenz' Jugendschriften eingeordnet hatte. Anfang und Schluss lauten:

O du, große Göttin die alles unter sich bändigt, Tugend, Leidenschaften und das Genie selbst, Mutter aller Vergnügungen, Mutter aller Laster, du die aus meinem heissesten Freunde mir den furchtbarsten Feind zu machen im Stande ist [!], der alle Gefühle theilnehmender Freundschaft, der Achtung für meine Freiheit, für meine Ruhe, für meine Ehre, ohne daß sein Herz auch nur durch einen Vorwurf dabey leidet um einer nichtswürdigen Bequemlichkeit willen aufopfert und so mir Millionenthal mehr Schaden thut als der thätigste Feind gegen den ich mich in Acht zu nehmen Mittel finde, [...].

Ich will im Thal des Helikons sitzen, den Himmel über mir lächeln die Erde neben mir grünen sehn, in einer Entfernung das stürmische Meer, das Wogen der Verzweiflung gegen die Wolken schlägt. Hab ich ausgeruht zieh ich mein geringes Seegel wieder auf und versuch es auf seinem halsstarrigen Nacken zu andern Regionen der Freude zu fahren. Wie wird es heulen unter mir! ! !⁷¹

In der Gattung des seit Erasmus gepflegten ironischen Lobes wird die Trägheit als Gottheit angerufen. Sie hat, das ist das Ausgangsbeispiel, den »heissesten Freund« dazu bewogen, aus purer Bequemlichkeit, ohne irgendwelche Gewissensbisse, einen Akt der Feindschaft auszuüben, der den Sprecher zutiefst verletzt. Man wird kaum fehlgehen, wenn man diesen Freund als Goethe identifiziert und an die Vernichtung des Soldaten-Projekts denkt. Selbst wenn man einen anderen »heissesten« Freund oder einen anderen Vorfall aufzuweisen vermöchte – bezeichnend ist in jedem Fall die Reaktion des Sprechers: Er macht einen Text daraus. Er hat sich zurückgezogen an den Sitz der

71 Biblioteka Jagiellońska, Kraków: Sammlung Lenziana I.3. Es handelt sich um ein doppelseitig beschriebenes Blatt, dessen Schrift und Inhalt nichts mit Lenz' Schulzeit zu tun hat. Auch auf die Moskauer Spätzeit weist nichts (freundliche Mitteilung von Heribert Tommek, Regensburg). Der Text ist vielleicht in die Straßburger, eher in die Weimarer Zeit zu setzen. Publiziert in: Jakob Michael Reinhold, *Gesammelte Schriften*, hrsg. von Franz Blei, Bd. 4: *Schriften in Prosa*, München und Leipzig 1910, S. 385–388

Musen, um auszuruhen, bevor er sich wieder auf das Meer der Ver zweiflung hinausbegibt und, trotz allem, neue Regionen der Freude ansteuert. Sein Segel verwandelt sich unversehens in ein Pferd, das unartikulierte aufheult, die ironische Haltung, alle Diskurse hinter sich lassend.

Es läge nahe, diese verzweifelte Rückzugsphantasie mit Lenz' Umzug nach Berka in Verbindung zu bringen. Immerhin stiftet Wielands Brief an Merck vom 5. Juli einen Zusammenhang mit dem Soldaten-Projekt: »Lenz ist seit 8 Tagen in Eremum gegangen, wo er vermuthl. Heuschrecken und Wildhonig frißt, und entweder ein neues Drama, oder ein Projekt die Welt zu bessern macht, das seit geraumer Zeit seine marotte ist.«⁷² Am 27. oder 28. Juni ist Lenz also aufs Land gezogen, genauer in eine Unterkunft des Städtchens Berka, und wurde dabei von Goethe finanziell unterstützt.⁷³ Goethes erster Besuch bei Lenz, etwa drei Wochen später, verlief bedrückend: »Abends nach Bercka. Lenz. Einsamkeit. Schweigen.«⁷⁴

Gern wird in diesem Zusammenhang der Bericht von Mathias Sprickmann angeführt: »Lenz hab ich nicht gefunden; er hatte den nämlichen Morgen ein Billet an Göthe (*wirkl. Geheimenrath*) hinterlassen: ich geh aufs Land, weil ich bey Euch nichts thun kann, und damit zum Thor hinaus, ohne zu sagen, wohin? Oder auf wie lange. In Göthe bin ich verliebt.«⁷⁵ Es trifft zu, dass Lenz ohne Gepäck aufbrach, und zwar

72 An Merck, 5. Juli 1776; Wielands Briefwechsel, Bd. 5, S. 521. Am 30. Juni schreibt Klinger: »Lenz ist aufs Land gegangen.« Rieger, Klinger und die Sturm- und Drangperiode (Anm. 24), S. 389.

73 Darauf deutet der Zettel »Goethen sagen lassen er soll doch überley Geld etwas schiken für Wirth im Gasthof & Wirthin (am Rand: durch Philipp)«; Kaufmann, »Ich aber werde dunkel seyn« (Anm. 1), S. XXIX. Nachdem die Weimarer Gasthofrechnungen im Auftrag des Herzogs durch Bertuch bezahlt worden waren, findet sich merkwürdigerweise eine weitere – 4 Groschen pro Tag (da im Sommer nicht geheizt) –, die vom 1. bis 10. Juli geht; ebd., S. XXVI. Hätte Lenz versäumt, das Logis zu kündigen und seine Sachen so lange dagelassen? Zu Berka (erst im 19. Jahrhundert Bad Berka) vgl. Damm, »Vögel, die verkünden Land« (Anm. 1), S. 218 f.

74 Am 17. Juli 1776. Goethe, Tagebücher, Bd. I, 1 (Anm. 62), S. 21.

75 An Boie, 18. Juli 1776; Anton Mathias Sprickmann und Heinrich Christian Boie, »... ewig in diesem Himmel die Hölle leiden«. Briefwechsel 1775–1782, hrsg. von Jochen Grywatsch, Bielefeld 2008 (= Veröffentlichungen der Literaturkommission für Westfalen. Texte 12), S. 13. Auch Goethes Titel ist nicht exakt angegeben: er war seit dem 25. Juni Legationsrat mit Sitz im Geheimen Conseil.

deswegen, weil er für Goethes Diener Seidel genau notiert hatte, was ihm nachgeschickt werden sollte, und was nicht. Es müssen also seine Freunde Bescheid gewusst haben, zumal er auch Lavater mitteilt, wohin er künftig schreiben solle.⁷⁶ Wenn also Sprickmann am Tage des Aufbruchs Goethe gesprochen hat, aber die Umstände des Umzugs nicht kennt oder falsch berichtet, so ist es auch nicht recht glaublich, dass Goethe ihm ein Billet von Lenz mit *dieser* Botschaft mitgeteilt haben sollte.

Ausgerechnet in den Tagen, bevor Goethe Minister werden sollte (25. Juni 1776), häufen sich seine Begegnungen mit Lenz: 23. Juni »In wielands Garten *Ryno* herrlicher Abend mit W. und Lenz, von Vergangenheiten« – 24. Juni »Wiel. u. L. bey mir zu Mittage« – 25. Juni »Einführung. Schwur. Bey Hofe gessen. Abends Wiel. Kalb. Lenz Klinger«.⁷⁷ Vielleicht wurde nicht nur Goethes Ernennung gefeiert, sondern ebenso der Abschied von Lenz? Wenn Lenz seine Entfremdung von Goethes Umgangskreis geheim gehalten hatte, so wurde sie jedenfalls mit seinem Weggang manifest.

III.

Die Geschichte »Lenz in Weimar« wird meist eingebettet in ein umfassenderes Narrativ: Nach Weimar kamen die Sturm und Drang-Dichter Lenz und Klinger, störten aber Goethe in seiner neuen Lebensphase und wurden deshalb verjagt. Dabei gibt es einen entscheidenden Unterschied. Klinger suchte einen Lebensunterhalt, wie viele andere Akademiker nach dem Ende des Studiums. Doch schon bald nach seiner Ankunft am 24. Juni war er nicht mehr willkommen. Wieland schrieb zwei Wochen später an Merck: »*Klinger* ist auch gekommen. Leider! Er ist ein guter Kerl, ennuyirt uns aber herzl. und drückt Göthen. Was ist mit solchen Leuten anzufangen?«⁷⁸ Im August stellte Goethe seine finanzielle Unterstützung ein, Klinger hielt sich noch einige Wochen und nahm Anfang Oktober notgedrungen die Stelle eines Theaterdichters bei der Seylerschen Truppe an. Auch Lenz suchte einen Lebensunterhalt, aber es ist ungewiss, ob er eine berufliche Stellung suchte. Das

⁷⁶ WuB 3, S. 468–474.

⁷⁷ Goethe, Tagebücher, Bd. I,1 (Anm. 62), S. 20 f. Zu »*Ryno*« siehe unten, S. 138 f.

⁷⁸ An Merck, 5. Juli 1776; Wielands Briefwechsel, Bd. 5, S. 521.

Angebot, für das neugegründete Philanthropin Öffentlichkeitsarbeit zu leisten, wies er geradezu erschrocken von sich,⁷⁹ über eine Anstellung in Weimar munkelten nur die Freunde in der Ferne. Wieland schreibt, mit demselben Weimarischen ›wir‹ wie bei Klinger, im September über Lenz:

Man kann den Jungen nicht lieb genug haben. So eine seltsame Composition von Genie und Kindheit! So ein zartes Maulwurfsgefühl, und so ein neblichter Blick! Und der ganze Mensch so harmlos, so befangen, so liebevoll! Er lebt noch immer in seiner Camera obscura zu Berka, und macht nur alle 3–4 Wochen eine kurze Erscheinung bei uns. Wir lieben ihn Alle, wie unser eigen Kind, und so lange er selbst gerne bleibt, soll ihn Nichts von uns scheiden.⁸⁰

Das wäre eine Sinekure ohne Ende gewesen. Beendet wurde sie dadurch, dass Lenz auf das Gebiet der Politik geriet und ausgewiesen wurde.

Man kann schon sagen, dass der Sturm und Drang nach Weimar kam, aber nicht so sehr in Gestalt zweier Literaten, sondern in Gestalt jenes besonderen Umgangs mit Literatur, den Goethe als Freibeuter-Übung vorgestellt hat. Aus den kecken Gemeinschaftsrezensionen der ›Frankfurter Gelehrten Anzeigen‹ (1772) hatte sich in seinem Umkreis alsbald eine spielerische Gewohnheit entwickelt, Wirklichkeit *ad hoc* in Literatur zu verwandeln, um sich gemeinsam daran zu freuen oder darüber zu lachen. Goethe selbst hebt die Besonderheit dieser »genialisch-leidenschaftlichen Übung« durch ein Kunstwort hervor:

Doch mehr als alle Zerstreungen des Tags, hielt den Verfasser von Bearbeitung und Vollendung größerer Werke die Lust ab, die über jene Gesellschaft gekommen war, alles was im Leben einigermaßen bedeutendes vorging, zu *dramatisieren*. Was dieses Kunstwort, (denn ein solches war es, in jener produktiven Gesellschaft) eigentlich bedeutete, ist hier auseinander zu setzen. Durch ein geistreiches Zusammensein an den heitersten Tagen aufgeregt, gewöhnte man sich,

79 Auf die Anfrage seines Straßburger Bekannten Frederick Simon antwortet Lenz in dem erhaltenen Bruchstück mit Ausführungen über die Pietisten und distanziert sich, vermutlich wegen seines Vaters, von dem interkonfessionellen Charakter (Unterricht in ›natürlicher Religion‹) des Philanthropins; WuB 3, S. 433–435.

80 An Merck, 9. September 1776; Wielands Briefwechsel, Bd. 5, S. 548.

in augenblicklichen kurzen Darstellungen alles dasjenige zu zersplittern, was man sonst zusammengehalten hatte, um größere Kompositionen daraus zu erbauen. Ein einzelner einfacher Vorfall, ein glücklich naives, ja ein albernes Wort, ein Mißverständnis, eine Paradoxie, eine geistreiche Bemerkung, persönliche Eigenheiten oder Angewohnheiten, ja eine bedeutende Miene, und was nur immer in einem bunten rauschenden Leben vorkommen mag, alles ward in Form des Dialogs, der Katechisation, einer bewegten Handlung, eines Schauspiels dargestellt, manchmal in Prosa, öfters in Versen.⁸¹

Als Beispiele erwähnt Goethe das ›Jahrmarktsfest von Plundersweilern‹ (1773), das sogar 1778 in erweiterter Fassung auf Schloss Ettersberg aufgeführt wurde, ferner den ›Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes‹ (1774), in der die vier Evangelisten dem Professor Bahrdt erscheinen, um ihn wegen seiner aufgeklärten Ansichten zu tadeln. Auch ›Götter, Helden und Wieland‹ (1774) zählt erklärtermaßen dazu. Texte dieser Art kann man unter die Personalsatiren des Sturm und Drang rechnen, die *unter wechselnden Bezeichnungen* – als Satire, Pasquill, Posse, Farce – literarische Positionen abstecken.⁸²

Andererseits gehört aber auch die szenische Darstellung ›Sie kommt nicht!‹ zum Geburtstag von Lili Schönemann (1775) hierher, bei der Erwachsene, Kinder und Bediente nach Goethes Text sich selber spielten.⁸³ Das heißt, diese Literatur *ad hoc* ist nicht primär an der nationalen Öffentlichkeit orientiert, vielmehr, durch Anspielungen, Ausdrucksweise, Thematik, vor allem bestimmt für die, die dazugehören – um die Dazugehörigkeit in jedem Sinne zu verdichten. Beides, friedlich oder krieglerisch, sind diese Texte nach außen und nach innen gerichtet und, für den Augenblick bestimmt als »vorübergehende Produktionen«, oft auch mit dem Augenblick verloren. »Es schien diese Art so bequem zur Poesie des Tages, und deren bedurften wir jede Stunde. [...] so kann man sich denken, wie freventlich mitunter andere vorübergehende Produktionen sich gestalteten, z.B. die poetischen Episteln, Parabeln und Invektiven aller Formen, womit wir fortfuhren uns innerlich zu

81 Dichtung und Wahrheit IV 13; FA I 14, S. 646 f.

82 Vgl. Franziska Herboth, Satiren des Sturm und Drang. Innansichten des literarischen Feldes zwischen 1770 und 1780, Hannover 2002, bes. S. 115 f.

83 Dichtung und Wahrheit IV 17; FA I 14, S. 757–761.

bekriegen und nach außen Händel zu suchen.«⁸⁴ Dieses herausfordernde ›wir‹ ist elastisch und begleitet Goethe auf seiner Sommerreise in die Schweiz mit den Grafen Stolberg (1775): »So hatten wir ihm [Lavater] z. B. mit unserm *Dramatisieren* den Kopf so warm gemacht, indem wir alles Vorkömmliche nur unter dieser Form darstellten und keine andere wollten gelten lassen«⁸⁵ – so dass es nicht überrascht, Goethe auch in Weimar damit beschäftigt zu sehen.

»Sie sollten nicht glauben wie viel gute Jungens und gute Köpfe beysammen sind, wir halten zusammen, sind herrlich unter uns und dramatisiren einander, und halten den Hof uns vom Leibe«, schreibt Goethe am 14. Februar 1776.⁸⁶ Während das offizielle Weimar mit der Regierungsbildung beschäftigt war, führte der junge Herzog sein alternatives Leben. Ein Beispiel dafür bietet das ›Schreiben eines Politikers an die Gesellschaft am 6. Jan. 76‹. In der Rolle des Mephistopheles verhöhnt darin Friedrich Hildebrand von Einsiedel die jungen Männer um den Herzog Carl August: den Kammerherrn Moritz von Wedel, Hauptmann Karl Ludwig von Knebel, Hofrat Albrecht, den Hofrat Wieland, Goethe und sich, auch den Prinzen Konstantin und den Herzog selbst –

Nun denk man sich e'n Fürstensohn
Der so vergißt Geburth und Thron,
Und lebt mit solchen lockern Gesellen
Die dem lieben Gott die Zeit abprellen;
Die thun als wärn sie seines Gleichen,
Ihm nicht einmal den Fuchsschwanz streichen [...].⁸⁷

84 Dichtung und Wahrheit IV 18; FA I 14, S. 779f. Siehe auch die Bemerkung in den ›Tag- und Jahresheften bis 1780‹: »wie denn überhaupt eine schale Sentimentalität überhandnehmend manche harte realistische Gegenwirkung veranlaßte. Viele kleine Ernst-, Scherz- und Spottgedichte, bey größeren und kleineren Festen, mit unmittelbarem Bezug auf Persönlichkeiten und das nächste Verhältniß, wurden von mir und andern, oft gemeinschaftlich hervorgebracht. Das meiste ging verloren [...].« (FA I 17, S. 13)

85 Dichtung und Wahrheit IV 19; FA I 14, S. 819.

86 An Johanna Fahlmer, 14. Februar 1776; FA II 2, S. 22.

87 Vollständig wiedergegeben zum ersten Mal von Elke Richter, »'s ist ein Genie, von Geist und Kraft ...«. Eine Neujahrs-Matinée im Weimarer Fürstenhaus, in: *Album Amicarum et Amicorum*. Für Hans Grüters, Frankfurt am Main 2010, S. 159–173, hier: S. 172.

Am 8. März 1766 schrieb Merck an Lenz, der wegen seiner Reise zu ihm Kontakt aufgenommen hatte: »Von Goethe hab' ich allerley hübsche u. gute Sachen. Haben Sie das Stük von Wieland Goethe u. die jüngste Niobe Tochter? Wo nicht will ichs schiken. Sie schreiben jezt dort Farcen (sub Rosa) die sie *Matinées* nennen, haben Sie nichts davon?«⁸⁸ Wielands Text, überwiegend in Knittelversen, »Göthe und die jüngste Niobetochter. Herzensgespräch der Zuschauer« betitelt, variiert das Thema seines Versepos »Idris und Zenide« (1768), in dem ein junger Held eine Statue durch seine Liebe beseelen und lebendig machen will. Der Text inszeniert also die Pygmalionsituation mit Zuschauern: Die Männer kommentieren eher neidisch, die Frauen (Wielands Tochter, Frau und Mutter) dagegen erotisiert, wie Goethe versucht, die Statue der toten Niobetochter mit seiner Umarmung zu beleben. Wieland selbst interpretiert den Vorgang rein geistig, Mephisto, der auch wieder dabei ist, als sinnliche Lust.⁸⁹ Merck seinerseits schickt Wieland im März die »Matinée eines Recensenten« zu, worin Ansichten über Goethes Schriften sowie über seine mögliche Anstellung in Weimar ausgetauscht werden.⁹⁰

Diese Belustigungen der *Insider* sind an den oder die Verspotteten gerichtet, sozialintegrativ und riskant, Scherze an der Grenze zur Kränkung. Sie kursieren nur als Manuskript, aber kursieren sollen sie schon. »Ich schickte Ihnen gern meine Matinees aber Einsiedel solls selbst thun«, schreibt Goethe im Februar 1776 an Charlotte von Stein.⁹¹ Die Bezeichnung »Matinées« schwankt zwischen Singular und Plural, sie bezieht sich möglicherweise auf die Gesellschaft, die eine Zeitlang am Sonnabendvormittag bei Carl August mit Wein und Punsch zusammenkam, und zu der Prinz Konstantin und dessen Lehrer Albrecht,

88 An Lenz, 8. März 1776; Johann Heinrich Merck, Briefwechsel, hrsg. von Ulrike Leuschner in Verbindung mit Julia Bohnengel, Yvonne Hoffmann und Amélie Krebs, Bd. 1: April 1764 – Oktober 1777, Göttingen 2007, S. 628; siehe auch WuB 3, S. 398.

89 Wielands Gesammelte Schriften, Abt. I, Bd. 8: Dichtungen I 1775–1779, hrsg. von Wilhelm Kurrelmeyer, Berlin 1935, S. 31–33.

90 Johann Heinrich Merck, Gesammelte Schriften, Bd. 3: 1776–1777, hrsg. von Ulrike Leuschner unter Mitarbeit von Amélie Krebs, Göttingen 2012, S. 14–16.

91 Goethes Briefe an Charlotte von Stein. Umgearbeitete Neuausgabe, hrsg. von Jonas Fränkel, Berlin 1960, Bd. 1, S. 18.

sowie Knebel, Goethe, Wieland und Einsiedel gehörten.⁹² Von Goethe selbst sind offenbar keine *Matinées* überliefert, obwohl er, nach dem Ausdruck der Frau von Stein, beständig zum »pasquilliren« geneigt war:

Ich habe erstaunlich viel auf meinen Hertzen daß ich den Unmenschen sagen muß. Es ist nicht möglich mit seinen Betragen kömt er nicht durch die Welt; Wenn unßer sanffter Sittenlehrer gekreutzget wurde, so wird dieser bittere zerhackt. Warum sein beständiges pasquilliren, es sind ja alles Geschöpfte des grosen Wesens das duldet sie ja, und nun sein unanständiges betragen mit Fluchen mit pöbelhafften niedern Ausdrücken. [...] Ich fühls *Goethe* und ich werden niemahls Freunde, auch seine Art mit unßern Geschlecht umzugehn gefält mir nicht er ist eigendlich was man *coquet* nent es ist nicht Achtung genug in seinen Umgang.⁹³

Auch wenn Goethe als Autor wohl nicht anzutreffen ist, sticht er desto mehr als Gegenstand der Aufmerksamkeit hervor. Wie die »gute[n] Jungens« machte sich nun auch Charlotte von Stein daran, das Thema Goethe und vor allem seine Beziehung zum weiblichen Geschlecht in einer Spottkomposition zu dramatisieren.

Steins »Rino« ist eine Folge von drei Kurzszenen in Knittelversen.⁹⁴ Im Mittelpunkt steht Rino (Ryno), der stattliche Barde aus den Ossian-

92 Heinrich Düntzer, Wielands *Matinée* »Goethe und die jüngste Niobetochter«, in: ders., *Zur Goetheforschung. Neue Beiträge*, Stuttgart u.a. 1891, S. 26–52, hier: S. 40. Carl Schüddekopf, der diese Art von Texten seinerzeit zusammenstellen wollte, hat einen Gemeinschaftsbrief mit Beiträgen von Anna Amalia und anderen Beiträgern 1911 unter dem Titel »*Matinée*« herausgegeben. Vgl. Eine Tiefurter *Matinée*, in: *Der Weimarer Musenhof. Dichtung, Musik und Tanz, Gartenkunst, Geselligkeit, Malerei*, hrsg. von Gabriele Busch-Salmen, Walter Salmen und Christoph Michel, Stuttgart und Weimar 1999, S. 170–173. Eine Sammlung von Texten zum Thema »Dramatisieren / *Matinées*« werden Christoph Perels und ich demnächst vorlegen.

93 An Johann Georg Zimmermann, 8. März 1776; Goethes Briefe an Charlotte von Stein (Anm. 91), Bd. 1, S. 501 f.

94 Die Aufschlüsselung der Figuren (aus späterer Zeit) in der Handschrift. Text in: Goethes Briefe an Charlotte von Stein (Anm. 91), Bd. 1, S. 505–511, sowie als Reprint in: Charlotte von Stein, *Dramen* (Gesamtausgabe), hrsg. und eingeleitet von Susanne Kord, Hildesheim Zürich New York 1998 (= Frühe Frauenliteratur in Deutschland 15), S. 397–400 (die Paginierung entspricht dem Druck von 1883 in: Goethes Briefe an Frau von Stein, hrsg. von Adolf Schöll, 2. vervollständigte

Passagen im ›Werther‹, das heißt, der Werther-Dichter selbst.⁹⁵ Um ihn vier Damen: Adelheite (Anna Amalia), Thusnelde (Luise von Göchhausen), Kunigunde (Emilie von Werthern), Gerthrut (Charlotte von Stein). Rino führt sich zwar mit einem Wertherzitat ein:

Sind da eine Menge Gesichter herrum
Scheinen alle recht adliche gänße dumm⁹⁶

– aber anders als Werther selbst lehnt er es ab zu tanzen und verdirbt damit den vier Damen entschieden ihre Laune. In der folgenden Szene tanzt Rino nun doch, und die Damen reden über ihn. Als Gerthrut sagt, er sei »würcklich was man eine *coquette* nennt«, untersagt ihr Adelheite solche »Lästerung« bei Strafe ihrer Ungnade. In der dritten Szene wird er, im Zimmer der Adelheite, von ihr erwartet:

Heut kommt der Freund zu mir,
Und ich laß ihn weder dir, dir, noch dir.
Will mich ganz allein an ihm laben
Und ihr sollt das Zusehen haben.

Als Gerthrut ihre Ansicht wiederholt, Rino werde durch die Liebe haltlos von einer Frau zur anderen getrieben, ziehen alle die Liebesbriefchen hervor, die er einer jeden geschrieben hat, und Thusnelda schlägt vor, sie zu sammeln, »so wird's ein *recueil*«.

Charlotte von Stein, vor ihrer Heirat Hofdame bei der Herzogin Anna Amalia, entwirft in ihrem Text ein dichtes erotisches Feld, das

Auflage bearb. von Wilhelm Fielitz, Bd. 1, Frankfurt am Main 1883). Die Annahme, es habe sich bei dieser wie bei anderen ›Matinées‹ um Schauspiele gehandelt (Kord, a.a.O., S. VII), ist allerdings unrichtig. In diesem Punkt irrt auch die ausführliche (biographische) Interpretation von Markus Wallenborn, Frauen. Dichten. Goethe. Die produktive Goethe-Rezeption bei Charlotte von Stein, Marianne von Willemer und Bettina von Arnim, Tübingen 2006 (= Untersuchungen zur deutschen Literaturgeschichte 129), S. 19–48.

95 FA I 8: Die Leiden des jungen Werthers. Die Wahlverwandtschaften. Kleine Prosa, hrsg. von Waltraut Wiethölter und Christoph Brecht, Frankfurt am Main 1994, S. 238: »Meine Thränen Ryno, sind für die Todten, meine Stimme für die Bewohner des Grabs. Schlank bist du auf dem Hügel, schön unter den Söhnen der Haide.«

96 Vgl. ebd., S. 140: Bei dem Eklat in der Standesgesellschaft, »Da tritt herein die übergnädige Dame von S.. mit Dero Herrn Gemahl und wohl ausgebrüteten Gänselein Tochter mit der flachen Brust und niedlichem Schnürleib«.

zwischen Anna Amalia und Goethe als den beiden Polen vibriert. Sie selbst reserviert sich die Stimme der Kommentatorin, die schließlich überraschend recht behält. Wie schon in Wielands ›Niobetochter‹ wird Goethes Erotismus dem Lachen preisgegeben, nun aber nicht in einem Familienkreis, sondern im höfischen Umfeld, und zwar so weit, wie das Manuskript zirkuliert. Also nicht nur im Bereich von Anna Amalias Hofhaltung, sondern auch bei den Männern. Denn an jenem 23. Juni, als Goethe mit Wieland und Lenz einen herrlichen Abend verbrachte, amüsierten sie sich zugleich über ›Ryno‹. Noch am gleichen Abend oder einen Tag später schrieb Goethe an Frau von Stein: »Für Ihre Matinees danck ich herzlich, ich habe mich herzlich drüber gefreut, ich bin weidlich geschunden, und doch freut michs daß es nicht so ist.«⁹⁷ Es war also im Juni 1776 möglich, in Goethes Umkreis über Goethes Liebesbeziehungen zu Anna Amalia und Charlotte von Stein zu sprechen und zu scherzen, und Lenz war mit dabei.

Im November 1776 war das nicht mehr möglich. »Göthes Fortun zog zuerst *Lenzen* hieher, der gradezu als Hofnarr behandelt, als er aber einmal zwischen der alten Herzogin, die Göthen mehr als bloß gewogen war u. der begünstigten Liebhaberin der Frau v. Stein eine Klätschrei gemacht hatte, plötzlich fortgeschafft wurde«, berichtet Karl August Böttiger, der 1791 als Direktor an die Weimarer Lateinschule gekommen war.⁹⁸ Diese »Klätschrei«, so möchte ich vorschlagen, muss nicht eine bössartige Schmähchrift gewesen sein, die hinterrücks verleumdet, sondern viel eher eine kecke ›Matinée‹, die mit den Angesprochenen über die Angesprochenen lachen will.⁹⁹ Damit wird die Geschichte von

97 Goethes Briefe an Charlotte von Stein (Anm. 91), Bd. 1, S. 37.

98 Böttiger, *Literarische Zustände und Zeitgenossen* (Anm. 27), S. 73. Selbst wenn Böttiger ebenso von Klinger berichtet, er habe »allerlei Klätschreien zwischen der alten Herzogin und der jungen gemacht«, und sei deshalb verabschiedet worden (ebd., S. 46), bleibt die Aussage über Lenz glaubhaft. Auch die Herausgeber von Goethes Tagebüchern stützen sich darauf, um Lenz' »Pasquill« vom 26. November zu kommentieren: »nicht überlieferte Schmähchrift; enthielt Äußerungen über Anna Amalia, Goethe und Charlotte von Stein«; Goethe, *Tagebücher* (Anm. 62), Bd. I, 2, S. 411.

99 Als einziger ist in diesem Zusammenhang bisher Johannes Froitzheim auf die oft verletzte Spottlust in Weimar eingegangen, wobei er auch Steins und Einsiedels Matinéés erwähnt; vgl. Johannes Froitzheim, Lenz und Goethe. Mit ungedruckten Briefen von Lenz, Herder, Lavater, Röderer, Luise König, Stuttgart

»Lenzens Eseley« Diskursgeschichte, anhand der Frage nämlich, wer wann was sagen darf.

Bisher hat man versucht, diese Geschichte als Beziehungsgeschichte zu erzählen. In der einfachen Form geht es um die Beziehung zwischen zwei Autoren, die zugleich in Freundschaft und in Rivalität verbunden sind – was sicherlich für Lenz und Goethe, aber auch generell für die Freundschaften im Sturm und Drang geltend gemacht werden kann.¹⁰⁰ In der komplexeren Form kommt die Figur des oder der Dritten ins Spiel: Charlotte von Stein,¹⁰¹ die Herzogin Luise,¹⁰² die Herzoginwitwe Anna Amalia,¹⁰³ Goethes Schwester Cornelia.¹⁰⁴ Inzwischen besteht immerhin Konsens über das auslösende Ereignis: nicht etwas, was Lenz getan hat, sondern etwas, was er geschrieben hat.¹⁰⁵ Kaum Nachfragen gibt es dagegen bisher zum politischen Kontext: Wenn Lenz ein privates Skandalon produziert hat, wieso griff der Herrscher mit Ausweisung ein? Zur Annäherung zwei weitere Fragen: Lässt sich etwas Näheres über das Thema des unbekannten Schriftstücks sagen? Und: Lässt sich etwas Näheres darüber sagen, warum Lenz gerade zu diesem Zeitpunkt geschrieben hat, was immer er schrieb?

Lenz, das mag überraschen, gibt nicht auf. In seiner Textwelt kämpfte er weiter für die Versöhnung von Zivil und Militär, indem er Militaria

u. a. 1891, S. 62: »Was in Spottsucht damals in Weimarer Hofkreisen geleistet wurde, übersteigt unsere heutigen Begriffe von Anstand bei weitem.«

100 Vgl. Hans Graubner, Freundschaft als Konkurrenz im Sturm und Drang. Herder – Hamann, Goethe – Herder, in: Dioskuren, Konkurrenten und Zitierende. Paarkonstellationen in Sprache, Kultur und Literatur. Festschrift für Helmut Göbel und Ludger Grenzmann zum 75. Geburtstag, hrsg. von Jan Cölln und Annegret Middeke, Göttingen 2014, S. 215–243.

101 Erich Schmidt, Lenz und Klinger. Zwei Dichter der Geniezeit, Berlin 1878, S. 21 f.

102 Kurt R. Eissler, Goethe. Eine psychoanalytische Studie 1775–1786, Bd. 1, Basel und Frankfurt am Main 1987 (zuerst »Goethe. A Psychoanalytic Study«, 1963), S. 64 f.

103 Ettore Ghibellino, Goethe und Anna Amalia. Eine verbotene Liebe?, 3. veränderte Auflage, Weimar 2007, S. 142.

104 Matthias Luserke, Mutmaßung III oder Die »Eseley«. Spekulation über eine naheliegende Erklärung, in: ders., Lenz-Studien. Literaturgeschichte – Werke – Themen, St. Ingbert 2001, S. 229–260.

105 Angela Zeithammer, Genie in stürmischen Zeiten. Ursprung, Bedeutung und Konsequenz der Weltbilder von J.M.R. Lenz und J.W. Goethe, St. Ingbert 2000, S. 262. Dort auch eine Übersicht über die bisherigen Erklärungsversuche S. 262–267.

las, Notizen machte, Auskünfte einholte, Entwürfe skizzierte. Und ebenso kämpfte er weiter für die empfindsame Liebe, die vielleicht lächerliche, aber doch einzig sinnvolle Kompensation für den Geschlechtsverkehr.¹⁰⁶ Mit dieser Einstellung hielt er fest an seinem Minnedienst für die Baronin Oberkirch, die er auch als Henriette von Waldner niemals persönlich kennengelernt hat, und setzte ihr eine Fülle von unerreichbaren Frauen zur Seite, Juno im ›Tantalus‹, Henriette von Waldeck in der ›Laube‹, Gräfin Stella in dem Romanfragment des ›Waldbruders‹. Zu Beginn dieser Erzählung in Briefen stellt der Erzähler sich vor als einen, der ausgelacht wird, ohne sich beleidigt zu fühlen, weil die spottenden Bauern »meistens recht haben und ein Zustand wie der meinige durch die äußern Symptome die er veranlaßt, schon seit Petrarchs Zeiten jedermann zum Gespött dienen muß«.¹⁰⁷ Wie Lenz in ›Petrarch‹ (1776) seinem Dichter kontrafaktisch ein Wiedersehen mit Beatrice im Sterben geschenkt hatte, so arbeitet er sich auch in der Folge mit Entwürfen ab, in denen entweder die unerreichbare Frau dem Liebhaber wider Erwarten geschenkt wird oder er wenigstens zu ihren Füßen sterben kann. Der Waldbruder – der ja nicht nur vom ›Werther‹ her zu verstehen ist, sondern ebenso von Wielands Texten aus – figuriert entsprechend in einer Doppelrolle: »Wissen Sie wohl, daß wir hier einen neuen Werther haben, noch wohl schlimmer als das, einen Idris, der es in der ganzen Strenge des Wortes ist, und zu der Nische, die Herr Wieland am Ende leer gelassen hat, mit aller Gewalt ein lebendes Bild sucht.«¹⁰⁸ Der eine stirbt wegen der unerreichbaren Frau, der andere, bekommt sie – vielleicht, vielleicht – doch. So ist der galante Wieland des Jahres 1775 immer noch oder wieder dabei. Nicht nur als Autor, er hat vielmehr die

106 Jakob Michael Reinhold Lenz, Philosophische Vorlesungen für empfindsame Seelen. Faksimiledruck der Ausgabe Frankfurt und Leipzig 1780 mit einem Nachwort hrsg. von Christoph Weiss, St. Ingbert 1994, S. 72: »Die empfindsame Liebe. Seht ihr einen Gegenstand, der euern Geschlechtertrieb rege macht, versucht ob ihr ihn lieben könnt, etwas liebenswürdiges wird er immer haben, und ein weit reicheres Maaß von Vergnügen werdet ihr ernten, als euch der letzte Genuß geben könnte.«

107 WuB 2, S. 380.

108 Ebd., S. 389. Am Schluss von Wielands Versepos umarmt der Held Idris, seiner Aufgabe gemäß zwar leidenschaftlich das Steinbild der Zenide, doch darin hat sich eine lüsterne Nymphe verborgen, die sich nun, erregt, zu regen beginnt. Damit bricht Wielands Text ab.

Position des Freundes Rothe eingenommen, wenn dieser schreibt: »Höre mich, Herz, ich gelte ein wenig bei den Frauenzimmern, und das bloß, weil ich leichtsinnig mit ihnen bin. [...] Siehst Du, so bin ich in einer beständigen Unruhe, die sich endlich in Ruhe und Wollust auflöst und dann mit einer reizenden Untreue wechselt.«¹⁰⁹ Das Phantasma eines mehr als *coquetten*, eines libertinen Freundes, das Lenz hier entwirft, könnte ein Beweggrund sein, in Goethes Liebesangelegenheiten mitzureden.

Die komplizierten Verhältnisse des erotischen Feldes in Weimar veranlassten Frau von Stein, gegenüber Goethe eine Kontaktsperre einzurichten. Sie zog sich am 12. September auf ihr Schloss Kochberg zurück und blieb da, abgesehen von einem fünftägigen Aufenthalt in Weimar (Anfang Oktober); Goethe durfte sie nicht besuchen, schickte ihr auch nur sechs Botschaften bis zum Wiedersehen am 31. Oktober.¹¹⁰ Den scheuen Lenz allerdings hatte sich Frau von Stein zur Gesellschaft gewünscht, und Goethe gab schließlich nach. In seinen Worten ist die fürsorgliche Beziehung gegenüber Lenz zu spüren, zugleich mit seiner eigenen Verletztheit:

Ich schick Ihnen Lenzen, endlich hab ich's über mich gewonnen. O Sie haben eine Art zu peinigen wie das Schicksaal, man kann sich nicht drüber beklagen so weh es thut. Er soll Sie sehn, und die zerstörte Seele soll in Ihrer Gegenwart die Balsamtropfen einschlürpfen um die ich alles beneide. Er soll mit Ihnen seyn – Er war ganz betroffen da ich Ihm sein Glück ankündigte, in Kochberg mit Ihnen zu seyn, mit Ihnen gehen, Sie lehren, für Sie zeichnen, für ihn seyn. Und ich – zwar von mir ist die Rede nicht, und warum sollte von mir die Rede seyn – Er war ganz im Traum da ich's ihm sagte, bittet nur Geduld mit ihm zu haben, bittet nur ihn in seinem Wesen zu lassen. Und ich sagt ihm daß er es, eh er gebeten, habe. [...] Von mir hören Sie nun nichts weiter, ich verbitte mir auch alle Nachricht von Ihnen oder Lenz. Wenn was zu bestellen ist mag er's an Philip schreiben.¹¹¹

109 WuB 2, S. 384.

110 Goethes Briefe an Charlotte von Stein (Anm. 91), Bd. 1, S. 50–53. Nach dem Wiedersehen schrieb Goethe am 2. November das Kussgedicht »An den Geist des Johannes Secundus«.

111 Ebd., S. 49. Eine vorzügliche Darstellung der Kochberger Zeit gibt Damm, »Vögel, die verkünden Land« (Anm. 1), S. 226–240.

Von den sieben Wochen, die Lenz mit Charlotte von Stein in Kochberg verbrachte, gibt es nicht viele Nachrichten, aber alles deutet darauf hin, dass sie wohltuend waren. Glückliche Tage, könnte man sagen. Sie dürften auch eine besondere Nähe zu der Frau gebracht haben, die in einem besonderen Liebesverhältnis zu Goethe stand. Lenz kannte ›Rino‹, der abwesende Goethe war – empörend und belebend – gegenwärtig, wie die Zeilen aus dem ›Abschied von Kochberg‹ emphatisch andeuten:

So soll ich dich verlassen, liebes Zimmer
 Wo in mein Herz der Himmel niedersank
 Den ich aus ihrem Blick, wie selig, aus dem Schimmer
 Der Gottheit auf der Wange trank
 Wenn sich ihr Herz nach ihm nach ihm empörte
 Und ihr entzücktes Ohr der Sphären Wohlklang hörte.
 [...]
 Ich aber werde dunkel sein
 Und gehe meinen Weg allein¹¹²

Diese Vorahnung, oder dieser Vorsatz, färben die folgenden Wochen ein, auch wenn sich aus den Einzelheiten kein scharfes Bild gewinnen lässt.

Als Goethe am 31. Oktober Frau von Stein wiedersah und bis um drei Uhr morgens tanzte, traf er auch Lenz (»Lenzn fand ich«); am folgenden Tag aß er Mittag mit ihm in seinem Garten, gegen Abend ging Lenz fort.¹¹³ Ohne von Frau von Stein Abschied zu nehmen, zog er sich zurück nach Berka, dem freiwilligen Exil, das allmählich den Charakter einer Verbannung annahm. Mit englischen Lehrbüchern, die er sich zu dieser Zeit von Herder erbat, plante er vielleicht, seinen Englischunterricht bei Hofe fortzusetzen.¹¹⁴ Aber dazu hätte es einer Einladung bedurft, und gerade Einladungen blieben aus – abgesehen von Lavaters Aufforderung (vom 13. November), in die Schweiz zu kommen, mithin: das Unternehmen ›Weimar‹ abzubrechen. Immerhin lud Wieland einmal sein »liebes Brüderlein« auf eine Suppe ein, zusammen mit Goethe, doch daraus wurde offenbar

¹¹² WuB 3, S. 205 f. Vielleicht ist die Ambivalenz des Liebeszorns selten so knapp formuliert worden wie darin, dass sich ›ihr Herz *nach ihm* empörte‹.

¹¹³ Tagebücher (Anm. 62), Bd. I, 1, S. 28.

¹¹⁴ WuB 3, S. 507 f.

nichts.¹¹⁵ An Goethes theatralischen Beschäftigungen in dieser Zeit nahm Lenz nicht teil, von der Aufführung der ›Geschwister‹ am 21. November wurde er nicht einmal in Kenntnis gesetzt.¹¹⁶ In Briefen, an den Verleger Reich, dem er den ›Engländer‹ schickt, an die Jungfern Lauth in Straßburg, denen er Bezahlung seiner Schulden zusichert, bringt er sich in Erinnerung. Doch der Winter steht vor der Tür und es fehlt an Perspektiven, wie er es Ende November in einem Brief an Pfeffel andeutet: »Ich bin der Jahreszeit ungeachtet immer noch auf dem Lande weil man mich in Weimar nicht brauchen kann.«¹¹⁷ Sehr wahrscheinlich entsteht auch in dieser Zeit das Gedicht ›An meinen Vater von einem Reisenden‹.¹¹⁸ Darin ruft Lenz den Abschied von seinem Vater auf und sendet ihm, wortwörtlich durch die Blume, die Botschaft »vergiss mein nicht« zurück.

Aus seinem Abseits heraus, denke ich, macht Lenz auch Weimar auf sich aufmerksam, indem er der Vaterfigur Herder einen Text schickt, der die Bruderfigur Goethe betrifft. Er mischt sich witzig-mahnend in Goethes Liebesangelegenheiten ein, wie früher schon.¹¹⁹ Für Frau von Stein, gegen flottierende Erotik, so touchiert er das erotische Feld zwischen Goethe, Charlotte von Stein und Anna Amalia. Doch das politische Feld hat sich geändert. Goethe ist nicht mehr Gast und Gesellschafter wie noch im Sommer, er ist seit dem 25. Juni Minister im Geheimen Conseil des regierenden Herzogs. Eine Liebesbeziehung zu

115 WuB 3, S. 512. Das Billet ist undatiert, Goethe notiert unter dem 16. November »Bei Wiel gessen«, ohne Lenz zu erwähnen; Tagebücher (Anm. 62), Bd. I,1, S. 29.

116 WuB 3, S. 512. Dass Goethes Diener Philipp Seidel sich nachträglich dafür entschuldigt, spricht dafür, dass Goethe seit Kochberg die Kommunikation mit Lenz anderen übertragen hat.

117 Ebd., S. 514.

118 Das Gedicht erschien im Januar 1777 ›Teutschen Merkur‹ (S. 19), gezeichnet mit der Chiffre »L-«. Lenz spricht davon, nach meiner Ansicht, in einem undatierten Billet an Herder aus dieser Zeit: »Es war mir eine wahre Belohnung daß der alte Vater Gevatter Bruder und Schwester Joseph Maria Herzens Wieland meinen Pietisten nicht unter die Bank geworfen. Denn er freute mich als ich ihn schrieb.« (WuB 3, S. 508) Der ›Pietist‹ ist als Text bisher nicht identifiziert worden, bezieht sich aber wohl auf die Einschätzung des Vaters als Muster-Pietist in dem Brief an das Philanthropin (ebd., S. 432). Immerhin ist dies der einzige poetische Text von Lenz, den Wieland als Herausgeber noch akzeptiert (›nicht unter die Bank geworfen‹) hat.

119 So mit ›Freundin aus der Wolke‹, wohl auch ›Die Liebe auf dem Lande‹; ebd., S. 97–100 und S. 786 f.

dessen vormal's regierender Mutter, deren Einfluss er seine Stellung verdankt, wäre etwas, was es nicht geben darf. Daher statuiert Goethe ein Tabu, das ist der zweite Teil meiner These.

Lenz hat das Schriftstück, das er »Pasquill« nennt, das aber ebenso gut »Matinée(s)« genannt werden dürfte, offenkundig von Berka aus an Herder geschickt (mit einem Begleitschreiben?), denn er schreibt ihm, vermutlich am 29. November:

[...] ausgestoßen aus dem Himmel als ein Landläuffer, Rebell, Pasquillant. Und doch waren zwo Stellen in diesem Pasquill die Goethe sehr gefallen haben würden, darum schickt ichs Dir. Wie lange werdt Ihr noch an Form und Namen hängen.

Ich gehe sobald man mich fort winkt, in den Tod aber nicht, sobald man mich herausdrücken will. Hätt ich nur Goethens Winke eher verstanden. Sag ihm das.

Wie soll ich Dir danken für Deine Vorsprache beim Herzog. [...] Er wird mir diese letzte Gnade [sc. ein Tag Aufschub] nicht abschlagen, wenn ihm Goethe für die Reinheit meiner Absichten Bürge ist. Und der wird es sein, so sehr ich ihn beleidigt habe, Ich dachte nicht daß es so plötzlich aus sein sollte [...].

Von dem versiegelten Zettel an Goethen sag Niemand. Nochmals – Lebt wohl.¹²⁰

Goethe sollte das anstößige Schriftstück ebenso wie Herder zur Kenntnis nehmen, um sich – zumindest *auch* – darüber zu amüsieren. Zugleich versteht Lenz jetzt, was er vorher nicht wahrhaben wollte, dass Goethe nunmehr eine der höchsten politischen Funktionen in Weimar innehat. Und schließlich ist er gewiss, dass Goethe ihm keine bösartigen Absichten unterstellen würde. Doch – Lenz hat Goethe nicht beleidigt, er hat ihn und den Hof gefährdet.

Mit Hilfe von Goethes Tagebuch lässt sich die letzte Novemberwoche wie folgt rekonstruieren: Am 26. November muss Goethe von Herder das Schriftstück erhalten haben, es ist die berühmte Notiz »Lenzens Eseley«.¹²¹ Am 27. November begibt sich Goethe früh nach Berka, zweifellos um Lenz zur Rede zu stellen. Er kommt um 11 Uhr zurück und zieht sich um für den Hof. Am 28. November »Fortwährender

¹²⁰ WuB 3, S. 517f.

¹²¹ Tagebücher (Anm. 62), Bd. I, 1, S. 30.

Verdruss«; Goethe geht zu Anna Amalia (Mond), zu Charlotte von Stein (Sonne) und zu Thusnelda / Göchhausen. Er berät sich also mit drei der vier Damen, die in ›Rino‹ figurieren, und es ist nicht anzunehmen, dass er gegen ihr Votum handeln wird. Im Gegenteil, da sie mitbetroffen sind, dürften sich alle auf eine gemeinsame Strategie geeinigt haben, die man dem Herzog und Lenz mitteilen muss. Herder, der ja auch das Schriftstück empfangen hat, soll Lenz den Beschluss (zur Ausweisung) informell mitteilen: »Resolvirt durch Herd schreiben zu lassen.« Herders Brief ist nicht überliefert, dafür, unter dem 29. November »Dumme Briefe von L.« Erhalten sind zwei verstümmelte Schriftstücke, ein französischer Brief oder Briefentwurf vermutlich an den Herzog und ein Brief an Kalb, einen der ›guten Jungen‹, der inzwischen zum Kammerpräsidenten (Finanzminister) des Herzogtums aufgestiegen ist. Kalb war es, der den herzoglichen Ausweisungsbefehl binnen 24 Stunden, die »Ordre«, überbracht hat und offenbar auch ein Reisegeld, das Lenz aber zurückweist, indem er Gerechtigkeit verlangt und nicht Almosen.¹²² Die andere Hälfte des Briefes ist abgerissen worden, nur noch eine Randnotiz blieb: »Hier ein kleines Pasquill das ich Goethen zuzustellen bitte, mit der Bitte, es von Anfang – bis zu Ende zu lesen.« Offenbar hat Lenz in einem weiteren (poetischen) Text Goethe direkt ansprechen wollen, um die Beziehung zu ihm zu retten; im Brief an Herder bezieht er sich auf denselben »versiegelten Zettel an Goethen«. Dieser Pasquill-Zettel fehlt ebenso wie der Inhalt eines Kuverts, das sich in Herders Nachlass fand »Meinem ehrwürdigsten Freunde Herder dieses einzig existierende Manuscript zu seiner willkürlichen Disposition. Von einem armen Reisenden der sonst nichts zu geben hat.«¹²³ Archivpolitisch gesehen, fehlt da viel.

Lenz wehrt sich also gegen die Ausweisung, wie man erwarten sollte, indem er schreibt, und indem er um Verlängerung der Frist bittet, damit er weiterschreiben könne am Thema des Kriegsherrn Bernhard von Weimar.¹²⁴ Die Fristverlängerung wurde nur um einen Tag, wie Goethe

122 WuB 3, S.516. Goethes Notiz unter dem 29. November »Kalb abgeschickt« verstehe ich in dem Sinne, dass Kalb es war, der den Ausweisungsbefehl überbringen sollte, was er ja auch tat. Anders Damm, »Vögel, die verkünden Land« (Anm. 1), S. 248 f.

123 Damm, a.a.O., S. 253. GSA 44/65, Bl. 25.

124 Notizen dazu im ›Berkaer Projekt‹ (Anm. 52), Teil 1, S. 387–393. Dass Lenz ernsthaft eine Biographie des durch seinen Frontwechsel bekannten Condottiere (1604–1639) zu schreiben vorhatte (WuB 3, S. 517), möchte ich bezweifeln.

am 30. November schreibt, »stillsch[w]eigend accordirt«. Für Lenz und gegen seine Ausweisung haben sich nachweislich eingesetzt Herder und gewiss auch Einsiedel. Unter dem 29. November notiert Goethe »Einsid. hartes Betragen«, unter dem 30. November »Eins. Billet«. Von oder an Einsiedel? Es wäre sehr ungewöhnlich, seinen eigenen Brief im Tagebuch zu vermerken, aber Goethes Schreiben verdient es, indem es die Summe aus dem Geschehenen zieht:

Lenz wird reisen. Ich habe mich gewöhnt bey meinen Handlungen meinem Herzen zu folgen, und weder an Misbilligungen noch an Folgen zu dencken. Meine Existenz ist mir so lieb wie iedem andern, ich werde aber iust am wenigsten in Rücksicht auf sie irgend etwas in meinem Betragen ändern. G¹²⁵

Für den Dichter, über den schon so viele Skandalgeschichten außerhalb Weimars verbreitet worden waren, geht es darum, seine neue Existenz als Politiker und Staatsmann nicht durch neues Skandalgeschwätz zu riskieren. Damit, und erst jetzt, hört er auf, Lenz' Freund zu sein. In einem Zettel an Frau von Stein spricht Goethe am 1. Dezember von »der tiefsten Verwirrung mein selbst«, in einem anderen: »Die ganze Sache reisst so an meinem innersten, daß ich erst dadran wieder spüre daß es tüchtig ist und was aushalten kann.«¹²⁶ Der Bruch ist abrupt, wie gegenüber Klopstock, aber gewiss schmerzhafter.

So betrachtet, ist die Ausweisung von Lenz nachhaltige Imagepolitik. Dessen praktische Dummheit (»Eseley«) ist weder ein Verbrechen noch eine Beleidigung, sie wird auch nicht bestraft oder gerächt, sie wird tabuisiert. Lenz' »Pasquill« beantwortet die Gesellschaft, kraft herzoglicher Gewalt, mit dem, was ihr zur Verfügung steht: Ausschluss, Verbannung, Schande, Exkommunikation, was die Person betrifft – und Schweigen, *damnatio memoriae*, Auslöschung, was das Ereignis angeht. So steht das Folgegeschehen in einem brutalen Missverhältnis zu dem, was Lenz getan hat, aber in einem sehr logischen Verhältnis zu dem, was Goethe und namentlich der Herzog befürchten mussten – mehr Gerede über Goethe und Anna Amalia. Daher die Maßnahme, die alle

125 WA IV 3, S. 123; WA IV 50, S. 214 (zu Nr. 533). GSA 29/159, Bl. 1. Der Brief ist nicht mit dem Homerkopf gesiegelt, den Goethe sonst verwendet, sondern mit dem ca. 3 cm großen Profil eines Frauenkopfes mit offenen Haaren und Priesterbinde.

126 Goethes Briefe an Charlotte von Stein (Anm. 91), Bd. 1, S. 56.

erschrecken und verstummen lassen sollte, alle in Weimar, alle in Deutschland, einfach alle.

IV.

Vielen Lesern ist aufgefallen, dass Lenz zweimal, und sehr verschieden, in ›Dichtung und Wahrheit‹ porträtiert wird. In dem elften Buch figuriert Lenz prominent in dem Zirkel, der sich in Straßburg der Shakespeareverehrung verschrieben hat, ein hervorragender Übersetzer und Meister der absurden oder Nonsenspoesie. Dazu stimmt sein Naturell: »Für seine Sinnesart wüßte ich nur das englische Wort whimsical, welches, wie das Wörterbuch ausweist, gar manche Seltsamkeiten in einem Begriff zusammenfaßt.«¹²⁷ Im 14. Buch dagegen bekommt er eine melancholische Gemütsart, bedingt durch die von der empirischen Psychologie stimulierten Selbstbeobachtung, ja Selbstquälerei.¹²⁸ Dem entspricht in seinen Gefühlen imaginärer Hass und imaginäre Liebe, in seinem Verhalten die Struktur der folgenlosen Turbulenz: »Durch die verkehrtesten Mittel suchte er seinen Neigungen und Abneigungen Realität zu geben, und vernichtete sein Werk immer wieder selbst; und so hat er Niemanden den er liebte, jemals genützt, Niemanden den er haßte, jemals geschadet.«¹²⁹ Hier irrt Goethe mit Absicht. Den Schaden, der ihm durch Lenz' »Pasquill« drohte, hat Goethe abgewendet, indem er seine persönliche Beziehung zu Lenz opferte.

127 Dichtung und Wahrheit III 11; FA I 14, S. 540.

128 Bahnbrechend wohl Johann Caspar Lavaters ›Geheimes Tagebuch von einem Beobachter seiner selbst‹ (1772). Schon Karl Philipp Moritz, dessen ›Magazin zur Erfahrungsseelenkunde‹ zahlreiche Selbstbeobachtungen aufnahm, warnte 1789: »Wenn man aber nun freilich bedenkt, wie manche Leiden der Einbildungskraft es giebt, und daß es für manche Menschen äußerst gefährlich seyn kann, den Ideen nachzuhängen, wodurch sie zu sehr auf sich und in sich selbst zurückgeführt werden – und diesen Menschen im Ernst zu schaden fürchtete, so müßte man lieber überhaupt kein Magazin zur Erfahrungsseelenkunde schreiben [...]; ΓΝΩΘΙ ΣΑΥΤΟΝ oder Magazin zur Erfahrungsseelenkunde als ein Lesebuch für Gelehrte und Ungelehrte, 7. Bd., 1.–3. Stück, 1789 (= Karl Philipp Moritz, Schriften in dreißig Bänden, hrsg. von Petra und Uwe Nettelbeck, Bd. 7, Nördlingen 1986), S. 198.

129 Dichtung und Wahrheit IV 14; FA I 14, S. 652.